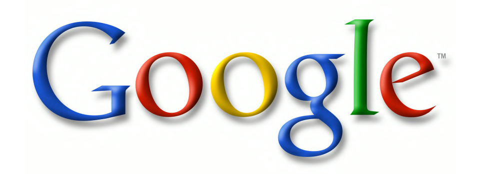
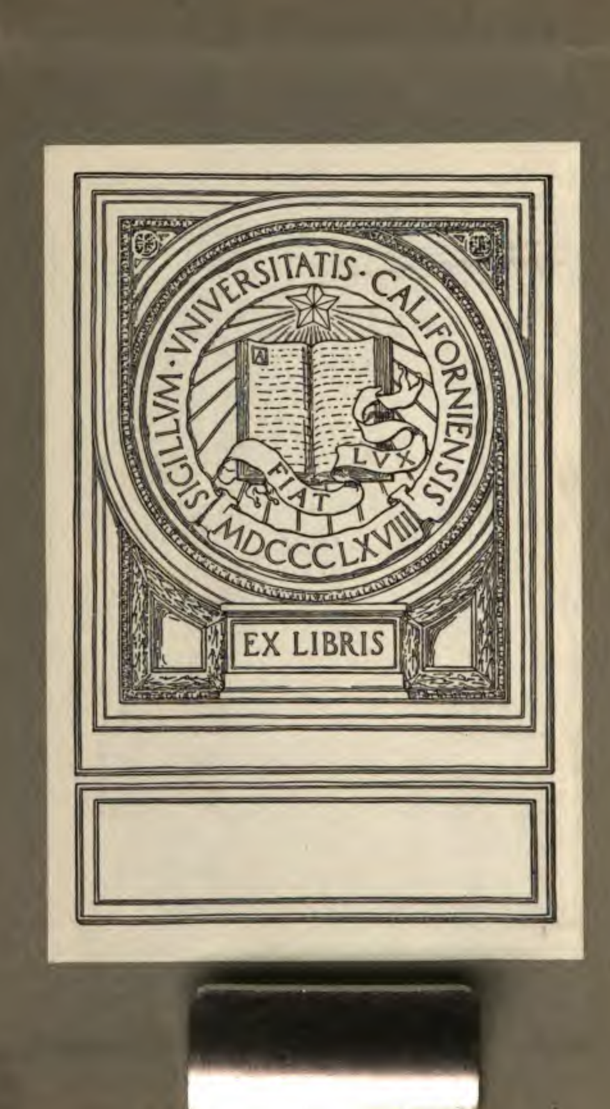
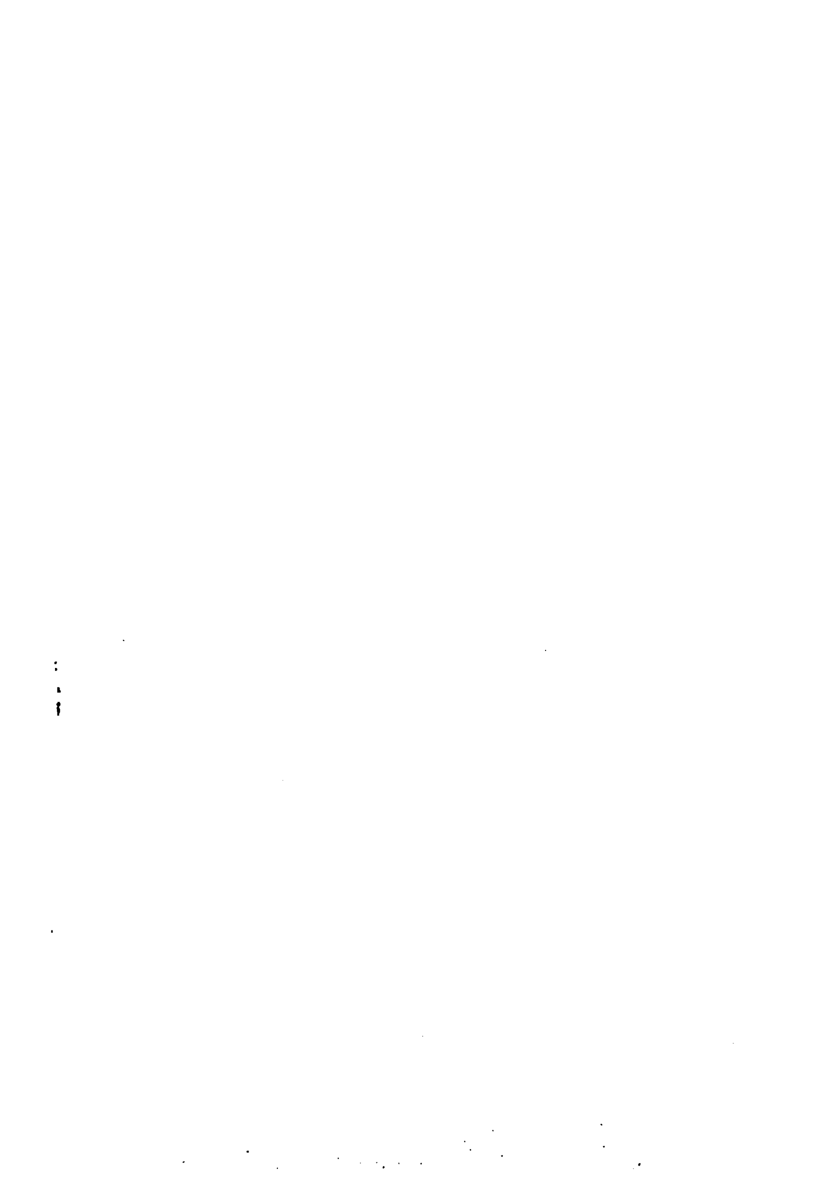
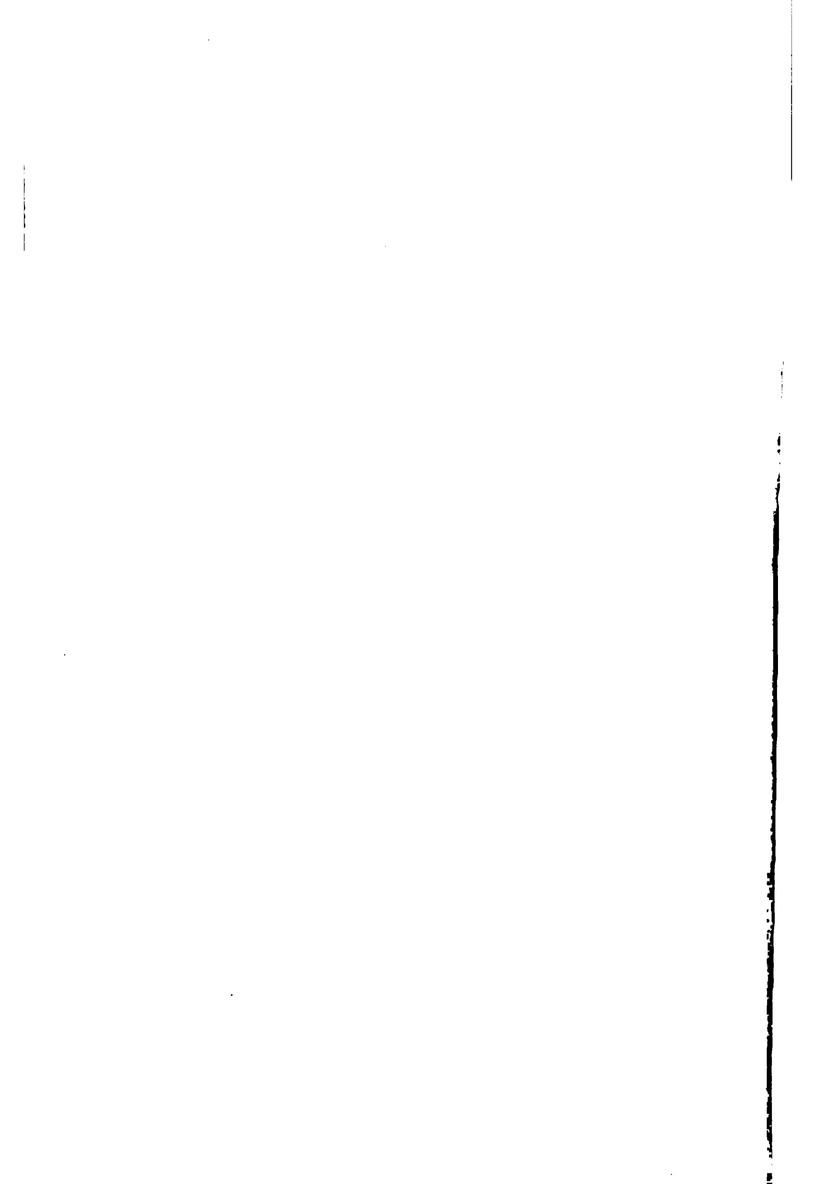
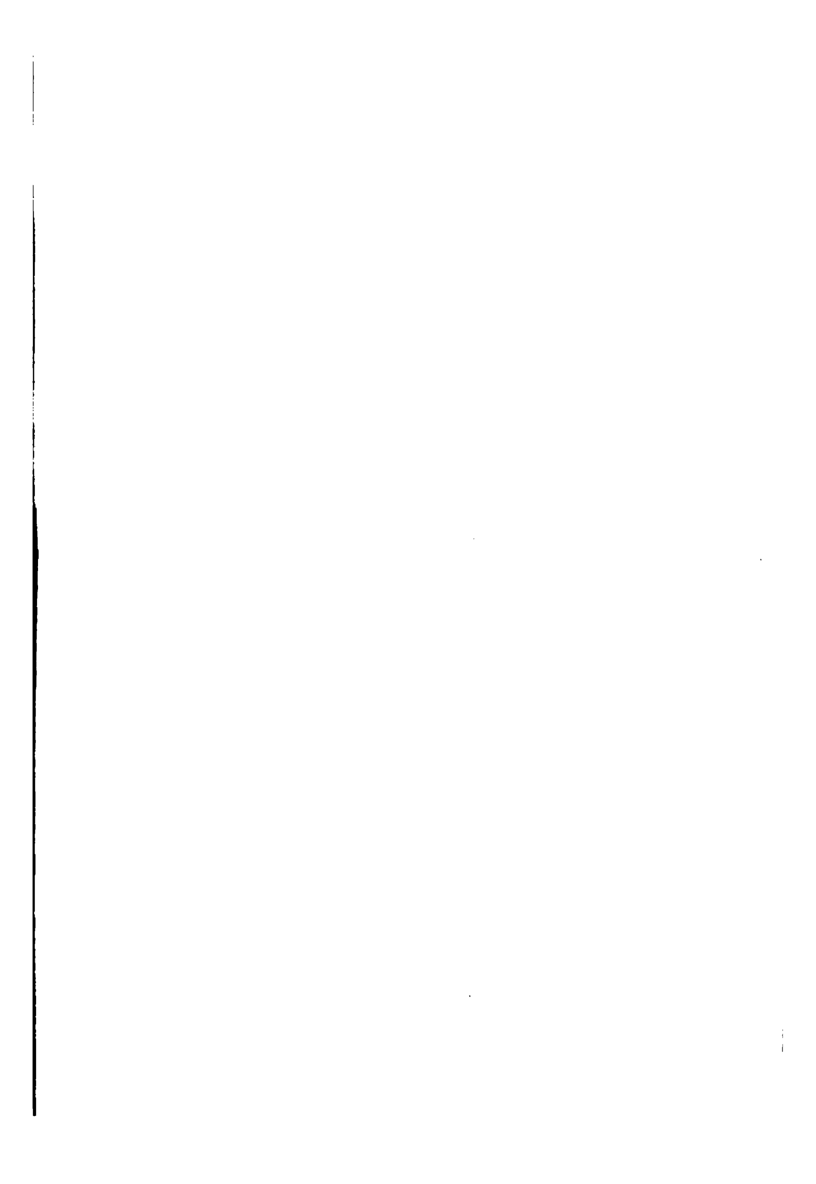


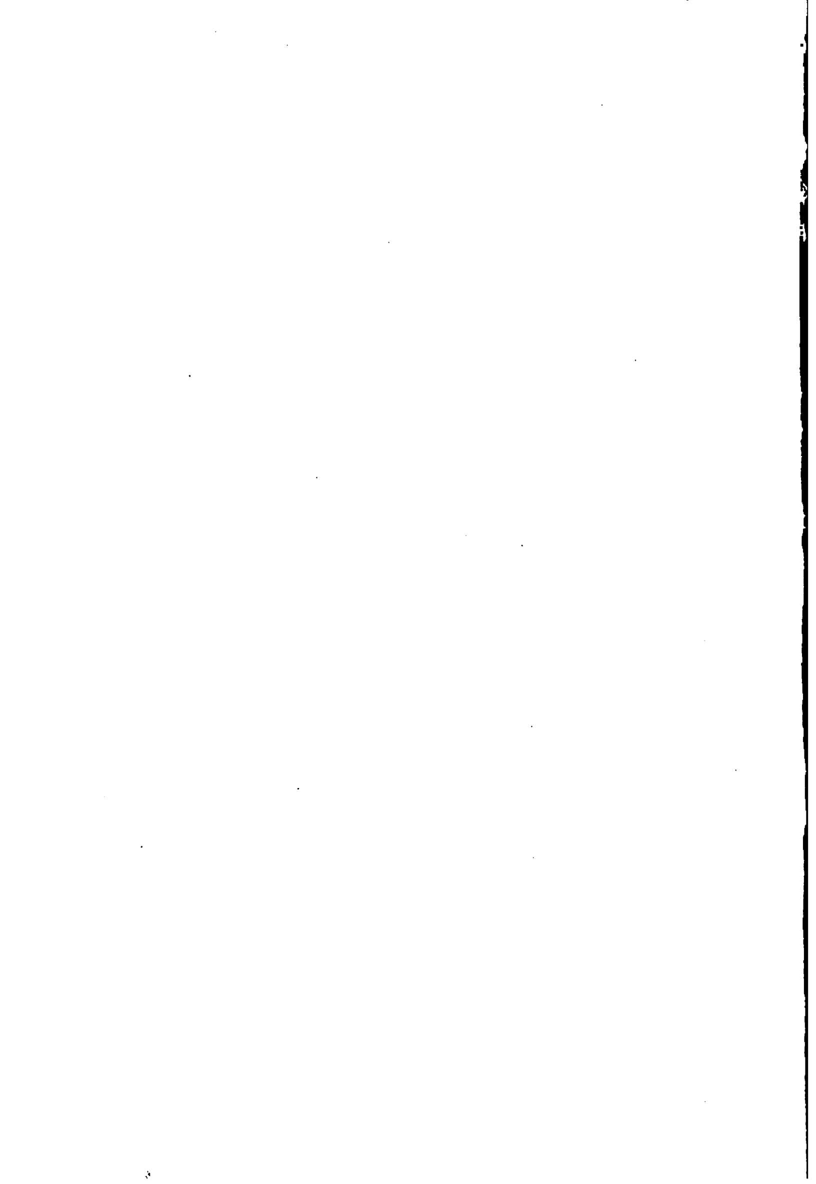



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS









Horst Wolfram Geißler

# Der ewige Hochzeiter

## Von Horst Wolfram Geißler erschien im gleichen Verlage:

# Der letzte Biedermeier

**Ein Frankfurter Roman aus dem Vormärz**

**Drittes bis fünftes Tausend.**

„Dieser tief psychologische Zeitroman auf welt-, kultur- und lokalhistorischem Hintergrunde ist dichterisch und auch technisch, kurz: künstlerisch, voll und ganz ein Meisterstück."

E. M. Hamann i. d. Bergstadt.

# Das Lied vom Wind

**Ein Roman aus dem deutschen Rokoko**

**Viertes und fünftes Tausend.**

„Hier gibt der Verfasser eine weitere Probe seiner erstaunlichen Fähigkeit, sich in die Stimmungen der Vergangenheit hineinzuleben. Mit kecken Pinselstrichen entwirft er uns ein flottes, farbenreiches Bild aus einem kleinen Städtchen, erzählt uns eine mit dem Duft feinster Schilderung umkleidete Herzensgeschichte." Dr. J. Froberger i. d. Köln. Volkszeitung.

# Der ewige Hochzeiter

Von

Horst Wolfram Geißler




8. und 9. Auflage

Alexander Duncker Verlag / Weimar 1918

Den Umschlag zeichnete
Frau Felice Desclabissac, München

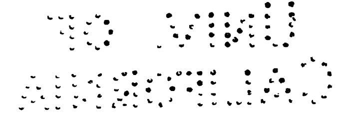


Ohlenrothsche Buchdruckerei
Georg Richters
Erfurt

Herr Franziskus Dionysius Deutelmoser stand im Laboratorium der Hofapotheke zu München und wartete. Er wartete mit einer Gelassenheit und Ausdauer, wie sie eben nur ein Provisor aufbringen kann, der weiß, daß ohne ihn einige Dutzend kranker Menschen wegsterben müßten — vorausgesetzt, daß sie nicht von selbst wieder gesund werden.

Es war recht dunkel in dem engen Raum. Draußen stand ein solider Münchener Frühjahrsnebel zwischen den alten Häusern, in dem noch obendrein die Dämmerung des Spätnachmittages schwamm. Der Himmel war ein eisengraues Sprühen voll kalter Nässe; Herr Deutelmoser hätte das sehen können, wenn nicht die schmutzigbraune Wand des alten Rückgebäudes ihm den Blick in die Ferne und in die Höhe versperrt hätte; das heißt: den Blick seiner leiblichen Augen! Denn mit dem geistigen Auge sah er gegenwärtig durch sämtliche Nachmittagsnebel und Häuserwände bis

Den Umschlag zeichnete
Frau Felice Desclabissac, München



Ohlenrothsche Buchdruckerei
Georg Richters
Erfurt

Herr Franziskus Dionysius Deutelmoser stand im Laboratorium der Hofapotheke zu München und wartete. Er wartete mit einer Gelassenheit und Ausdauer, wie sie eben nur ein Provisor aufbringen kann, der weiß, daß ohne ihn einige Dutzend kranker Menschen wegsterben müßten — vorausgesetzt, daß sie nicht von selbst wieder gesund werden.

Es war recht dunkel in dem engen Raum. Draußen stand ein solider Münchener Frühjahrsnebel zwischen den alten Häusern, in dem noch obendrein die Dämmerung des Spätnachmittages schwamm. Der Himmel war ein eisengraues Sprühen voll kalter Nässe; Herr Deutelmoser hätte das sehen können, wenn nicht die schmutzigbraune Wand des alten Rückgebäudes ihm den Blick in die Ferne und in die Höhe versperrt hätte; das heißt: den Blick seiner leiblichen Augen! Denn mit dem geistigen Auge sah er gegenwärtig durch sämtliche Nachmittagsnebel und Häuserwände bis

das Zeug im Laboratorium? Herr Deutelmoser stutzte, und es fiel ihm ein, daß er eigentlich ganz pflichtvergessen geträumt hatte. Der Donisl schüttelte den Kopf und schaute mißtrauisch nach dem Zettel auf dem Tische.

„Recipe — —". Franziskus Dionysius las das Rezept und sah wieder nach den qualmigen grünen Tropfen; die Sache wurde ihm immer zweifelhafter. Ja, die Weiber ... Sollte er am Ende doch etwas Verkehrtes erwischt haben in seiner Versunkenheit?

„Dieses werden wir sogleich haben!" sprach der Provisor in seinem energischsten Hochdeutsch, löste sich von der Wand und trat an den Tisch. Er hob den Deckel von dem Glaszylinder, in dem sich das Destillat angesammelt haben mußte, und steckte prüfend die Nase hinein.

„Oha!"

Der elegante Donisl taumelte auf einen Stuhl. Eine Sekunde würgte und schluckte er — aber dann dröhnte ein fürchterlich hohler Husten heraus. Deutelmoser hustete — hustete — — und die Flamme brannte pflichtschuldig unter der Retorte weiter, und der grüne Qualm quoll unentwegt aus dem aufgedeckten Glas und wälzte sich über den Tisch.

Der Donisl wollte aufstehen und hinausrennen. Aber der Husten stieß und schüttelte ihn so jämmerlich auf seinem Stuhl herum, daß er sich mit beiden Händen festhalten mußte, um nicht heruntergeworfen zu werden.

Da kam draußen einer herintergelaufen, der das hohle Gebell gehört hatte, und riß die Tür auf. Schnupperte blitzgeschwind herein — und schoß ebenso blitzgeschwind drei Schritte zurück.

„Marandjosef! Deutelmoser! Was machst jetzt Du? Chlor!“

Franziskus Dionysius hustete und wand sich vor Jammer.

„Teifi, damischer!“ schrie der auf dem Flur. Dann holte er geschwind noch einmal Atem und rannte herein. Drückte eilends die mitleidlose Flamme aus, packte den Donisl, schleppte ihn hinaus und knallte die Tür zu.

Aber wie Deutelmoser einmal frische Luft in die Lunge bekam, ging das Elend erst recht an. Zwar hielten sie ihm Salmiak unter die fürwitzige Nase, aber es half nichts. Er hustete und hustete, daß ihm die Augen schier aus dem Kopfe kugelten und die Adern an den Schläfen zerspringen wollten. Der Herr Doktor Pettenkofer ließ ein greuliches Donnerwetter auf seinen Provisor herunter-

krachen. Der Donisl schüttelte dazu bloß den gequälten Kopf und hustete.

Und nachdem er sich dermaßen zwei Stunden herumgeschunden hatte, bekam er einen bösen Blutsturz und vier Wochen Erholungsurlaub.

„So is halt das Leben!“ sagte sein Kollege Alois Neumeyer, „es hat alles seine zwei Seiten. Wann er den Blutsturz net kriegt hätt', hätt' er keine vier Wochen Vakanz; und wann er keine vier Wochen bräucht', wär' er gesund. Ja, ja.“ Der Neumeyer war ein Philosoph.

Deutelmoser aber lag todschwach auf dem harten Kanapee und bekam jetzt seinen Husten nur noch alle fünf Minuten; einmal in der Zwischenzeit winkte er und verlangte ein Papier. Darauf kritzelte er stoßweis: „Liebe Zenzi, mit dem Mittwoch wirds nichts. Ich sterb.“ Denn Franziskus Dionysius Deutelmoser war pflichtgetreu bis zum letzten Atemzuge.

Aber sterben tat er noch lange nicht.

Wie ein Walfisch, der satt und behaglich auf dem mittagswarmen Meere treibt — gerade so faulenzt der Hohe Peißenberg auf der grünen Ebene, die sich zu Füßen der bayrischen Alpen leise hinwellt.

Und oben auf dem höchsten Buckel des bequemen Ungetüms steht eine weiße Kirche. So recht klug und gottvergnügt und seelenfängerisch haben die Mönche von Rottenbuch ehmals dieses Bethaus da hinaufgebaut; denn wer einmal bei schönem Wetter von da droben Ausschau hält, der meint — ob er will oder nicht — dem segnenden Herzen des Himmels ein wenig näher zu sein als sonst. Nach Mittag hin verebbt der Berg in ein waldiges Hügelland, in dem blaue Gewässer wie Gottesaugen strahlen, und das jäh begrenzt wird durch die wolkenhohe Zackenmauer der Alpen, die sich vom Allgäu bis ins Salzburgische hinüberdehnen. Und nach Norden verflacht die Ebene in grüner Unendlichkeit wie eine Wiese, auf der die weißen Kirchlein wie helle Blumen blühen und die großen Seen als gleißende Schmetterlinge mit gebreiteten Flügeln wohlig in der Sonnenwärme ruhen. Weit, weit dahinten, wo die müde Linie des fruchtschweren Landes mit dem Dunste des Horizontes zusammenfließt, keimen die Türme Unserer lieben Frau zu München auf, und wer mit geschärften Augen ein wenig über die Rundung dieser glückseligen Erdkugel hinwegsehen mag, der kann mit gutem Willen sogar die Türme von Augsburg in dem Flimmerduft ahnen.

Und rings über den weidestillen Matten des gesegneten Berges hängt das schläfrige Geläute der Kuhglocken in der goldenen Luft, klingt aus den Fichtengründen herauf und schwimmt um Land und Seele in ruhiger Zufriedenheit wie leise gaukelnde braune Falter.

Der liebe Gott muß in seiner allerbesten Feiertagslaune gewesen sein, als er diesen gebenedeieten Berg schuf. Mag sein, daß dem armselig kleinen Menschenherzen die Allmacht und Erhabenheit der Natur mitten im schneestarren, ewig schweigenden Hochgebirg näher zu Sinnen kommt — aber die ganze jubelnde, tief zufriedene und überaus beglückte Sonnenseligkeit dieser Welt schimmert doch nur um so einen grünen Weideberg herum und singt im leisen Wehen des Sommerwindes und dem wallenden Geläute der Herdenglocken ein Loblied auf den Schöpfer.

Deshalb war es auch so klug und gottselig und seelenfängerisch von den weiland Mönchen zu Rottenbuch, daß sie einstmals die strahlweiße Kirche auf diesen Berg bauten. Denn wenn einer sieht, zu wem er betet, dann tut er's noch einmal so gern — so ist nun einmal das erdnahe Herz.

Also war es auch kein groses Wunder, daß an einem hellheißen Sommermittage der Herr Pro-

visor Franziskus Dionysius Deutelmoser aus der Türe der Bergkirche heraustrat; obgleich gerade die Apotheker meist geneigt sind, dem lieben Gott gegenüber eine ganz besondere und eigentümliche Stellung einzunehmen. Aber Herr Franziskus Dionysius war für die Beglücktheit einer schönen und geordneten Natur ungemein empfänglich, und heute zumal hatte er sich durch drei schwerwichtige Gründe bewogen gefunden, in den dämmerigen Betraum einzugehen. Erstens, weil heute die Welt wirklich ein Dankgebet wert war; zweitens, weil er in den letzten Wochen seinen bösen Husten und das Stechen in der Brust verloren hatte; und drittens, weil es einem sehr wohl tat, nach dem gemächlichen Aufstieg über die mittagsheißen Weidehänge einen kühlen Schattenplatz zu finden.

Als er aus der Kirche trat, schien es ihm, daß es doch infam wäre, wenn er nun tot unter der Erde läge, anstatt lebendig auf ihr zu stehen und sich über ihre Herrlichkeiten zu freuen. Er verfiel bei diesem Gedanken in eine geradezu ungeheuerliche Vergnügtheit; und wenn er sich nicht vor dem Hüterbuben geniert hätte, der gewiß irgendwo unter einem Baum saß und herüberlugte, so wäre der Provisor Deutelmoser wie ein Böcklein den

sonnigen Hang hinuntergehüpft und hätte gejuchzt.

So aber hielt er an sich, lächelte nur wie ein halbes Dutzend Vollmonde und langte darauf eine Tabakspfeife und einen Lederbeutel hervor.

Haha! Drunten in Bad Sulz hatte zwar der Sanitätsrat Zeiß dem Donisl das Rauchen streng verboten. Aber um diese Stunde kam der Alte gewiß nicht herauf, sondern machte seinen Mittagsschlaf; und der Deutelmoser fühlte sich so prallgesund, daß er auf eigene Verantwortung die Pfeife stopfte, Feuer schlug und ein paar genußhaft schnalzende Züge tat.

Dabei schaute er nach dem übergewaltigen Wetterstein hinüber und brummte, so recht animalisch und maßlos zufrieden, wie ein brauner Bär, der sich die Sonne auf den Pelz scheinen läßt. Herrgott, war die Welt schön! Ein Flimmern und Läuten und Wiegen war darin, daß man ganz auseinanderfließen mochte. Und die Sonne lag an Berg und Mauer und wärmte gewaltig, von innen heraus, erntestill. Fast ein wenig zu gut meinte sie es heute ... Unten im Tal glitzerte das hellblaue Geriesel der Ammer und zwinkerte herauf.

Der Donisl bekam einen Einfall: Wenn man jetzt den steilen Grashang in den schattigen Fichten-

grund hinunterstieg und etwa in dem rauschenden Fluß alle Mittagshitze abspülte und dann halb um den Berg herum nach Sulz zurücklief — dann konnte man gerade dort sein, wenn der Sanitätsrat Zeiß seine Kurschäflein zum Abendbrot versammelte.

„Ha!" sagte der Donisl. Er klopfte seine Pfeife aus, steckte sie wieder liebevoll in die hintere Tasche seines moosgrünen Fracks und begann den Berghang gemächlich hinunterzuklettern — immer zwanzig Schritt nach rechts, dann zwanzig nach links, gerade wie die Kühe ihre schmalen Pfade eingetreten hatten.

Nach einer kleinen Stunde war er unten, heiß, durstig und voll großem Verlangen nach dem kalten Glitzerfluß, der durch die Talwiese murmelte. Deutelmoser ging einer Wegspur nach, die durch das Gras führte, und stand an dem geröllgrauen Ufer.

Aber da war auch, gesetzlich aufgepfählt, eine Tafel »An dieser Stelle ist das Baden verboten«.

„Hm!" sagte der glückhafte Dionysius und schaute verständnisvoll zu dem Wahrzeichen empor, „hm! Jetzt — du hast mir akkurat noch gefehlt! Es ist unglaublich, wie der Staat für die Bequemlichkeit seiner Bürger sorgt."

Dann lächelte er die Tafel freundlich an, zog seinen moosgrünen Frack aus und hängte ihn über sie, wie auf einen vortrefflichen Kleiderstock; seinen Hut stülpte er auf den Pfahl, und nun sah der ganze Bau so recht wie eine Vogelscheuche aus. Der Donisl freute sich darüber ganz ungemein; langsam zog er sich weiter aus und trat vorsichtig in das quellkalte Rauschewasser, plätscherte seelenvergnügt darin und ruhte sich schließlich für einen Augenblick auf dem hellen Geröllsand aus wie eine Forelle.

Drüben auf der Landstraße rollte ein Wagen heran. Deutelmoser lugte vorsichtig über das Wiesengras; die beiden Schimmel erkannte er lange: sie gehörten dem Sanitätsrat Zeiß. Herrgott — wenn der Alte selber im Wagen säße und den Donisl hier erwischte, das gäb' ein rechtschaffenes Donnerwetter — — — mußte die Fuhre auch gerade daherkommen, wie er anfing zu frieren und gern aus dem Wasser gemocht hätte!

Und nun hielt der Wagen gar — just gegenüber der Stelle, wo Franziskus Dionysius allbereits vor Frost ein leises Zähneklappen bekam und mißtrauisch auf seine moosgrüne Vogelscheuche blinzte.

Nun stieg einer aus und schritt über die Wiese her. „Oh, oh!" dachte der Deutelmoser und fror.

Wie ein verfolgter Mörder spitzte er durch das Gras. Aber da erkannte er zu seiner großen Erleichterung, daß der Mann ganz gewiß nicht der Sanitätsrat sei, sondern auch so einer, der sich von dem alten Zeiß kurieren lassen wollte. Und also wischte der Herr Provisor aus dem kalten Wasser, hockte sich hinter einen Busch, ließ sich die Sonne auf den Rücken scheinen und wartete auf den anderen.

Der kam gemächlich heran und schaute durch seine silberne Brille nach dem moosgrünen Frack. Eine feine blasse Stirn hatte er, und eine kunstvoll gedrehte rotblonde Haarschraube darüber. Und jetzt lag in seinen Mundwinkeln ein ganz besonders wohlwollendes Lächeln. Nun stand er vor der Kleidertafel still, wendete ein wenig an den grünen Frackschößen hin und her und sah sich um.

„Deutelmoser!"

„Ja?" sagte der hinter seinem Busch hervor.

„Deutelmoser, was machst Du da für Geschichten? Wenn du schon verbotenerweise baden willst, nachher häng' wenigstens Deine Kleider nicht so auf, daß sie ein jeder sieht, Deutelmoser!"

„Was brauchst auch Du grad daherzukommen, Lackl!" sprach der Donisl empört und sehr zufrieden, daß es nicht Zeiß, sondern der Kollege

Spitzweg war, der ihn überraschte. Er kam hinter seiner keuschen Blätterwand vor und erwischte sein Hemd.

Spitzweg nickte pädagogisch. „So sind aber die jungen Leute heutzutage. Gestern hat sie der Tod beim Rockzipfel, morgen springen sie im kalten Wasser herum."

Der Donisl zog sich an und lachte mit dem ganzen Leichtsinn seiner fünfundzwanzig Jahre. „Die jungen Leut! Grad als ob Du älter wärst — ha?"

„Freilich!" sagte der kleine Spitzweg voll Würde. „Vier Wochen und zwei Tage."

„Und privatisierst schon . . ." überlegte Deutelmoser neidig.

Der andere lächelte melancholisch. „Das Nervenfieber — — mir wär's auch lieber, ich könnt' arbeiten."

„Arbeiten!" sagte der Donisl giftig, „ist Pillendrehen und Pflasterschmieren auch eine Arbeit, wenn einer Herz hat für die himmelblaue, grasgrüne, abendsonnenrote Welt? Eine Schinderei ist es! Ich, wenn ein solches Geld hätt' wie Du —"

„Ein Geld! Was nutzt einem auch ein Geld, wenn man nix anfangen kann damit? Apotheker hat mich mein Vater selig werden lassen, und

Apotheker bin ich. Was soll ich auch sonst sein? Opernsänger vielleicht? Daß die Leut mit dem Perspektiv auf dem Theater herumsuchen müßten, bis sie den kleinen Spitzweg finden? Magistratsbeamter? Dafür bin ich trotz der Brillen nicht kurzsichtig genug. Also?"

„Herrgott!" ärgerte sich der Deutelmoser und langte seinen Frack herunter, „als ob der Mensch bloß Opernsänger oder Magistratsbeamter sein könnt'! Ein Humor! Ich mein alleweil, in Dir steckt noch etwas. Aber das is es grad!"

„Was?"

„Das!" rief der Donisl und hieb sich den Zylinder auf den Schädel. „Für jeden Menschen, der daherkommt, hast Du ein freundliches Gesicht und ein gutes Wort, und nur gegen Dich selber bist Du ein Griesgram — hab ich recht oder net?"

Sie stapften über die Wiese nach dem Wagen.

Spitzweg hatte die Hände auf dem Rücken und schaute voll Nachdenklichkeit unter sich. „Ein Wunder! Wenn einer so hochgewachsen ist wie Du und ein schöner Mensch ist, sozusagen — und die Weiber . . ."

„No!" sagte der Donisl und klopfte ihm auf die Schulter, „ich lach' schon! Du redst daher, als ob

Du niemals mit einer anbandelt hättst. Ein Heimlicher bist Du."

Spitzweg seufzte. „Oh je! Das ist auch was. Anbandelt — lieber Himmel, wenn's nur das ausmachen tät'! Aber was man so nennt: die Liebe ... die Lie-be ..."

Und damit kletterte er in den Korbwagen; hinter ihm her der Deutelmoser.

„Hü!" sagte der Kutscher; die Pferde zogen an. Und die beiden im Wagen schwiegen eine Weile — Spitzweg, weil er sehr versunken und mit sich selber beschäftigt war; und der Donisl, weil er aus des anderen halbversteckter Wehmut etwas herausgehört hatte, das ihn selber deutlich anging. Allerhand Gedanken kamen ihm dabei, und endlich sagte er tiefgründig: „Ja. Jetzt will mir auch ein plötzliches Licht aufgehen, warum wir beide uns nicht fremd geworden sind in den fünf Jahren seit unserer grasgrünen Lehrzeit. Es ist so eine Art Sympathie, wie sie die alten Weiber drunt in der Au machen. Weißt —: mit der Liebe, das is bei uns beiden dieselbe Geschichte. Anbandeln —"

„— ausbandeln."

„Damit gut. Ach ja!" Und sie seufzten sympathisch ein Duett und fuhren durch den sonnigen Sommernachmittag, jeder mit seiner eigenen Un-

zufriedenheit im Herzen und voll melancholischer Gedanken.

Als der Wagen endlich in dem Hofe des Kurhauses hielt, war der Widerschein des goldgrünen Tages voll Himmelblau und Herdengeläut richtig aus dem Gesicht des Donisl verschwunden; und nun gar Spitzweg, der immer ein wenig nach leiser Schwermut ausschaute, wenn er lange geschwiegen hatte, war völlig wie ein Herbstwald, hinter dem der Tag versinkt.

„Mir is violett zumut!" sagte Deutelmoser mit tiefinnerlichem Unbehagen, „und einen Hunger hab' ich, nicht auszudenken."

„Hast Du schon gemalt?"

„Drum eben!" knurrte der Donisl ungut und ging nach seiner Stube hinauf. Das mit dem Malen bedrückte ihn schwer und war auch der Grund, dessentwegen er auf den Sanitätsrat nicht wohl zu sprechen war. Der alte Doktor nämlich hatte eine höchst unpassende Vorliebe für alles, was Malerei hieß und verbrach selber Bilder, auf die er ungemein stolz war — nicht eben mit Recht; aber so sind nun einmal alle Dilettanten. Und außerdem hatte dieser schnurrige Sonderling bestimmt: jeder, der in seinem Sanatorium wohnte, mußte sich sein Abendbrot durch eine eigenhändige

Zeichnung verdienen — sonst durfte er hungern und bekam erst vor dem Schlafengehen ein Stück Brot und einen Apfel. Durch derlei milden Zwang glaubte sich der Sanitätsrat ein gewaltiges Verdienst um die Förderung der Kunst zu erwerben — und er fühlte sich damit als Mäcen auf der gleichen Stufe, auf der König Ludwig in München stand.

Kein Wunder, daß der Deutelmoser droben in seinem Zimmer stöhnend Papier und Bleistift hervorsuchte und, nachdem er sich vergewissert hatte, daß ihn niemand hörte, den alten Zeiß ein spinnetes Luder nannte. Aber es half ihm nichts. Giftig brummend sann er eine Weile, und dann machte er sich an eine Zeichnung, so gut es eben gehen wollte: ein Individuum, das dem griechischen Göttervater einigermaßen ähnlich schien, teilte an ein paar Leute die Suppe aus. Darunter schrieb Herr Deutelmoser »Zeus belohnt die Künstler«.

Der alte Zeiß zog ein merkwürdiges Gesicht, als er des frechen Donisl Kunstwerk zu sehen bekam. Er sagte aber: „Gegen die früheren Bilder bedeutet dieses einen Fortschritt. Man sieht, daß meine Methode die richtige ist." Und dann langte er sein gesticktes Notizbuch hervor, blätterte darin und sprach: „Ja, meine Herren: die richtige. Und

es muß noch viel mehr gemalt werden. Zwei der verehrten Anwesenden haben wegen Angegriffenheit der Nerven bisher Schonung gehabt: Fuchs, Nepomuk von; und Spitzweg, Carl." Er schaute tyrannisch in die Runde, und der Chemieprofessor Johann Nepomuk von Fuchs, der eigentlich hatte protestieren wollen, verkroch sich eingeschüchtert hinter dem weißhaarigen Fräulein von Dietrich. „Von heut ab werden auch diese beiden Herren sich ihr Abendbrot auf die übliche und lobenswerte Weise verdienen." Herr Sanitätsrat Zeiß setzte sich würdevoll, wünschte gesegnete Mahlzeit und tat, als ob nichts geschehen sei. Fuchs sah verzweifelt auf seinen Teller, und Spitzweg lächelte.

Am nächsten Nachmittage blieb der Provisor Carl Spitzweg verschwunden, und Deutelmoser, der mit ihm durch den Wald laufen wollte, klopfte vergeblich an seiner Tür. Spitzweg rief nicht Herein — obwohl er drinnen war. Sondern er schob leise den Stuhl zurück, ging auf den Fußspitzen zur Tür und drehte behutsam den Schlüssel herum: er wollte nicht gestört sein.

Als Deutelmoser damals mit seiner geplagten Lunge nach Sulz herausgekommen war, hatte es Spitzweg schon in allen Fingern gejuckt, die denkwürdige Szene im Laboratorium zu Papier zu bringen. Aber der sogleich unternommene Versuch war gar nicht zu seiner Zufriedenheit ausgefallen, weil die Figuren falsch und weidlich hölzern geworden waren — deshalb legte er das Blatt stillschweigend beiseite, ohne es dem unfreiwilligen Modell zu zeigen.

Es war ihm auch nicht zuwider gewesen, als

Zeiß bestimmte: nun solle auch er sein Abendbrot auf jene sonderbare Weise verdienen. Denn ein wenig zeichnen tat der Spitzweg schon von Kind auf bisweilen recht gern, und er machte sich seine eigenen Gedanken darüber, wie man es am besten anfangen müsse.

Also saß er heute mit lobenswertem Eifer am Fenster seiner Stube und schaute über das Dorf Peißenberg: ob sich da wohl etwas finde, das man als Modell gebrauchen konnte.

„Hab' ich dich!" sprach er vergnüglich und rückte die Brille zurecht. Es stand mitten im Dorf ein Kalkofen, weiß, staubig, häßlich und himmelschreiend gemein; der hatte ihn schon lange geärgert, und ihn begann Spitzweg zu zeichnen, so gut es gehen wollte; er legte Wert darauf, ihn so häßlich wie möglich hinzusetzen. Es war eine Art Racheakt.

Allerlei Gedanken kamen ihm während der Arbeit. Erstlich war er froh, daß es nun mit seiner Gesundheit wieder bergauf gehe; und dann dachte er auch, wie lustig es werden würde, wenn er nun im Herbst eine Stellung als Apotheker in der Schweiz annehmen würde, etwa in Sankt Gallen oder in Zürich ... Freilich, sehr angenehm war es ja wohl nicht, tagaus tagein wieder in der

Medizinluft zu stehen — aber lieber Gott! wenn einer nun einmal seinen Beruf hat und darüber fünfundzwanzig Jahr alt geworden ist, so wär' es wohl eine Torheit, mit etwas neuem zu beginnen; Carl Spitzweg war eine sehr pflichtbewußte und beharrliche Natur. Seitdem der Vater das Zeitliche gesegnet, hätte er sich zur Ruhe setzen können, und das wäre gewiß gesünder als Pillendrehen — aber es war ihm in der Seele zuwider, als Faulenzer in der fleißigen Welt herumzulaufen. Nun — ein Päcklein Unzufriedenheit und Kummer schleppte schließlich jeder mit sich herum, und es wäre eine Lumperei gewesen, wenn ausgerechnet der kleine Provisor Carl Spitzweg sich ein besseres Leben gewünscht hätte, als die Welt den anderen Menschen zugeteilt hatte.

Da es dämmerig werden wollte, stand Spitzweg hochbefriedigt auf, betrachtete voll Genugtuung den in seiner ganzen Gemeinheit hingezeichneten Kalkofen, sagte ihm aus Herzensgrunde ein »Scheusal« ins Gesicht und stieg hinunter in das Eßzimmer, wo sich die heilbedürftige Menschheit mählich sammelte.

Vater Zeiß thronte bereits in seinem Sorgenstuhl oben am Tisch. Gerade lachte er; denn der unwiderstehliche Hansonn hatte einen Witz ge-

macht. Der unwiderstehliche Hansonn saß strahlend wie ein Sommermittag unter den Gästen, schüttelte seinen olympischen Künstlerschädel und sprühte vor Lebensvergnügen. Es war, als ob der Gott Dionysos sich in einer übermütigen, gebefreudigen Laune mitten unter die jammervoll verhutzelten Menschlein gesetzt habe; groß, breitschulterig, lockenwallend, mit genial geflügelter Seidenkrawatte lehnte Hansonn in seinem Stuhl und wußte sehr wohl, daß das ältliche Fräulein von Dietrich ihn den schönsten Menschen seines Jahrhunderts genannt hatte — trotz seinen einundvierzig Jahren. Aber ihn kriegte das Leben nicht unter! Vom hungrigen Malergesellen hatte er sich zum Porträtmaler heraufgearbeitet, war in herzsprengender Abenteuerlust durch die Länder gezogen und unter der Hand auch einmal Zirkusclown gewesen, hatte sich in langen Jahren an der Erhabenheit des alten Rom zum Historienmaler gebildet — und nun war er wie ein wilder Sprühfunke mitten in diese ehrbare Gesellschaft geraten, ließ sich verhimmeln und sehnte sich schon wieder hinaus nach neuen Abenteuern.

Der kleine Spitzweg mied diesen Feuerkopf in ängstlicher Bewunderung; es war ihm immer, als müßte er zu einem kläglichen Aschenhäuflein ver-

brennen, wenn Hansonn ihn mit seinen südlichen Augen anglühte.

Aber jetzt half es nichts — er mußte um den Maler herum zu Vater Zeiß huschen, um ihm seine Zeichnung zu geben. Recht unauffällig wollt' er das tun — aber schon erwischte ihn Hansonn mit seiner Gewaltpratze beim Ärmel.

„He — Apothekerlein, was haben wir da? Eine Anweisung auf das Abendbrot? Her damit!"

„Nichts!" sagte Spitzweg geniert.

Kurzerhand nahm ihm der Maler das Blatt weg und hielt es prüfend in den hellen Lichtkreis der Lampe. Spitzweg mußte sich's wohl oder übel gefallen lassen und rückte nur nervös an seiner Brille; es war ihm zumut, als solle er ein peinliches Examen bestehen.

Aber da brummte der große Hansonn, erst ganz verhalten und ungewiß, dann immer lauter und erstaunter. Er warf dem alten Zeiß das Blatt hinüber, schob mit einem schrecklichen Rucke seinen Stuhl beiseite und funkelte den kleinen Spitzweg übermächtig an.

„Sie! Sagen Sie: wer hat das da gemacht?"

„Ich —" sagte der Provisor voll ängstlicher Erwartung.

„So!" rief der Maler. Er hieb dem andern

seine Hand auf die Schulter, daß Spitzweg schier zusammenknickte und deutlich spürte, wie unter ihm die Diele wankte. „So! Ich werd' Ihnen was sagen!" Und er packte den kleinen Provisor und hob ihn auf den Arm wie ein Wickelkind.

„Lassen S' mich aus!" zeterte Spitzweg, glührot und zu Tode verlegen.

„Nichts da! Meine Herrschaften! Ich habe das Vergnügen, Ihnen einen neuen Maler vorzustellen, Herrn — wie heißen Sie doch gleich?"

„Lassen S' mich aus!" krähte der Apotheker.

„Also einen Maler," sprach Hansonn ungerührt weiter, „der zwar noch keiner ist, der aber einer werden wird, so wahr ich Krischan Hinnerk Hansonn heiße! So — nun dürfen Sie essen, Bester!" Er stellte Spitzweg behutsam auf den Boden. „Aber Sie, meine Herrschaften, betrachten Sie sich diesen Kalkofen genau — so etwas sieht man nicht alle Tage." Und damit riß er voll Tatkraft und unglaublich begeistert dem alten Zeiß das Blatt aus der Hand und gab es dem Professor von Fuchs.

„In der Tat," sagte der und holte ein großes Leseglas aus der Tasche.

Spitzweg aber kroch niedergeschmettert durch die allgemeine Aufmerksamkeit auf seinen Platz neben

Deutelmoser und band sich die Serviette unter sein krebsrotes Gesicht, daß die beiden Zipfel igelhaft abwehrend in die Luft starrten. „Jetzt — wann der net gleich ein End' macht — —" knurrte er dem Donisl ins Ohr und wußte selber nicht genau, was er dann tun würde. Aber der Donisl war ein Schurke und bewies sogleich, daß man sich auch auf seine besten Freunde nicht verlassen kann. Er sagte nämlich ganz laut über den Tisch hinüber:

„Recht haben Sie, Hansonn!. Das weiß ich schon lang, daß der Spitzweg ein Maler werden muß —"

Der verzweifelte Provisor fühlte schon wieder, wie ein Dutzend Paar Augen an ihm herumbohrten.

„— er is eh ein ganz Besonderer. So ein rechter Igel, der sich net heraustraut aus seiner Stachligkeit, weil er meint, alle Leute wären Füchs und wollten ihn fressen. Aber jetzt soll er uns nimmer auskommen — —"

Spitzweg stand auf.

„Und Du bist ein Schwätzer, ein infamer!" sagte er wütend und sehr komisch. Riß sich die Serviette vom Hals, legte sie mit ungewöhnlichem Nachdruck auf den Tisch — und rannte hinaus.

„Es hilft Dir doch nix!" rief ihm der Donisl nach und lachte.

Der Sanitätsrat aber räusperte sich und sprach: „Ich finde, daß dieses denn doch eine eigentümliche Methode ist, der Kunst einen neuen Jünger zuzuführen. Die meinige hingegen ..."

In nachtschlafender Zeit saß Krischan Hinnerk Hansonn noch mit Herrn Franziskus Dionysius Deutelmoser in dem kleinen Garten des Kurhauses, rauchte eine gewaltige Zigarre und redete unaufhörlich in die vollmondsilberne Sommernacht hinein. Er brannte vor Begeisterung und entwarf die kühnsten Pläne für einen, der durchaus nicht glauben wollte, daß er Maler sei.

„Wenn er aber doch net will!" sagte der Donisl kopfschüttelnd.

„Will, will! Er hat einfach zu wollen — er muß wollen!" Hansonn langte die Weinflasche aus dem Gras und hielt sie gegen den Mond. „Wir werden mit ihm sprechen; hier sind gerade noch zwei Gläser für jeden — das wird langen." Er stand auf und schwang die Flasche eroberungslustig gegen Spitzwegs Fenster hinauf, hinter dem es noch kerzenhell war. Dann faßte er den Donisl unter und zog ihn mit ins Haus.

Leise tappten sie den finstern Flur entlang, schlichen die Treppe hinauf und kamen vor die Türe. Hansonn klopfte, aber es blieb still drinnen.

„Spitzweg!“ zischelte der Donisl, „mach' auf! Ich muß mit Dir reden.“

Da drehte sich ein Schlüssel und die Tür ging auf. In dem hellen Rahmen stand der kleine Provisor und hielt seine Hosen sorgsam gefaltet über dem Arm. Schüttelte mißbilligend den Kopf und knurrte. „Laßt Ihr mir auch in der Nacht keine Ruh?“

„Nein!“ Hansonn drückte ihn kurzerhand beiseite und trat in die Stube; hinter ihm Deutelmoser. Der Maler stellte die Flasche mit den Gläsern auf den Tisch und schaute sich um. „So sieht es also aus bei dem neuen Genie. Mir scheint, Sie wollten gerade ins Bett steigen?“

„Allerdings!“ betonte Spitzweg.

Aber Hansonn blieb ungerührt. „Das wird sehr nötig sein, mein Lieber; denn Sie haben schon ein sanftes Zähneklappen. Genieren Sie sich nicht — wir lassen uns durch Sie nicht stören. Nun?“

Der Provisor Spitzweg stutzte ihn hinter seinen Brillengläsern einen Augenblick an; aber dann fand er, daß es wohl das klügste sei, wenn er sich wirklich nicht stören ließe. Er zog sich also weiter

aus, kroch in sein Bett und deckte sich bis ans Kinn zu.

„So!" sagte der Donisl triumphierend, „jetzt hätten wir ihn. Da heraus kommt er uns nimmer."

Hansonn nickte, schob zur Vorsicht noch den Tisch vor das Bett, rückte die Stühle hinzu, und die beiden Gewalttätigen setzten sich. Deutelmoser goß den Wein in die Gläser.

„Prosit!"

Spitzweg knurrte. „Ihr könnts mir wohl auch einen Wein abgeben." Und dann, als er getrunken hatte, lehnte er sich halbversöhnt zurück und bekam schon wieder sein vergnügliches Lächeln. „Aber Lumpen seid Ihr doch —"

„Durchaus gar nicht und keineswegs, mein lieber Herr Provisor!" beredete ihn Hansonn. „Denn sehen Sie — —" Und nun ließ er einen überwältigenden Schwall auf den wehrlosen kleinen Apotheker los, der ihn unverwandt und mit immer größeren Augen anstarrte. „Ja, ja!" oder „Akkurat so is'!" sagte der Donisl zwischenein und nickte bekräftigend.

Sehr tief in der Nacht erst beschloß der Maler seine Rede mit einer energischen Aufforderung: „Also werden Sie von morgen ab zu mir kommen,

damit ich Ihnen ein paar Handgriffe beibringe. Denn das eigentliche Zeug zum Künstler haben Sie Gott sei Dank gleich mit auf die Welt gebracht, so wahr ich —"

„Ich weiß schon, wie Sie heißen!" sagte Spitzweg sanft; es war das erste Wort, das er seit zwei Stunden sprach. Aber er nickte — halb überzeugt und halb, weil er endlich seine Ruhe haben wollte. Damit waren die beiden Spießgesellen zufrieden, wünschten ihm eine gute Nacht und entschwanden.

Also saß nun Spitzweg manchen Nachmittag mit dem Maler Hansonn zusammen, oder er ging mit ihm auf den Peißenberg, um zu zeichnen.

Ziemlich eifrig war er dabei, und Deutelmoser betrachtete ihn mit großer Zufriedenheit und versprach ihm bereits ein Denkmal auf dem Münchener Marienplatz. Spitzweg schüttelte den Kopf zu derlei Sprüchen und tippte sich vor die Stirn. „Meinst Du, ich wollt' ein Maler werden? Keine Idee! Nur damit Ihr einen in Ruh laßt!"

Aber der Donisl lächelte schlau und sagte: „Dich kenn' ich! Widersprechen tust Du nur aus Prinzip und weil Du ein ganz Heimlicher bist. Hab' ich recht?"

Der andere schwieg und sah an ihm vorbei.

Deutelmoser nickte und ging. Im Grunde war es ihm ein Verlust, daß der Freund nun arbeitete, denn jetzt mußte er seine Spaziergänge allein tun

und wurde einsam. Das heißt: er wäre einsam geworden — wenn er nicht Franziskus Dionysius Deutelmoser geheißen hätte.

Dieser Name war mehr als eine bloße Nummer, die ihn unter der anderen Herde kennzeichnen sollte —: er war ein Programm. Franziskus hieß der Deutelmoser, wenn er einsam durch die wiegenden Wiesen ging oder an der Berghalde lag und auf das Herdengeläut lauschte. Dann beschaute er mit tiefinnerlicher Ruhe und Zufriedenheit die große und die kleine Welt; er wurde andächtig vor der Mauer der blauen Alpenberge, ließ sich erschauernd von den sonnglitzernden Seen blenden — und betrachtete gerührt die kleine braune Spinne, die ihm voll geschäftiger Eile über den Ärmel lief. Franziskus lächelte dabei mitten in die Natur hinein, wie die Sommersonne. Das war kein Lächeln des Vergnügens und auch keines der eingebildeten Überlegenheit, sondern es war ein Lächeln weltnahen Verstehens. Der heilige Franz von Assisi muß so gelächelt haben, als er den Tieren predigte — so ganz still und heiter und geklärt und mit einem himmlischen Weltverstehen.

Dionysius aber hieß der Deutelmoser, wenn er sich darauf besann, daß er jung sei und ein Sappermentskerl. Dann tollte er im Land herum,

küßte über alle erdenklichen Zäune hinweg alle erdenklichen Mädchen, tanzte, sang, trank, juchzte — und war, wenn auch nicht gerade hellenisch dionysisch, so doch auf gut Münchnerisch donislhaft.

Franziskus hieß er an erster Stelle; und das war im Grunde auch sein eigentliches Wesen, und nur, wenn er lange genug Franziskus geheißen hatte, besann er sich einmal auf seinen anderen Namen Dionysius und richtete sich danach.

Jetzt, da er über den neuen Weg nachdenklich geworden war, auf den sie den seltsamen Spitzweg mit sanfter Gewalt geschoben hatten, war er eine ganze Weile Franziskus. Aber als er genug gelächelt und beschaut hatte, prickelte ihm der Dionysius im Blute herum und er ging mit keck erhobenem Kopfe durch das Dorf, suchte nach einem Abenteuer, fand keines und wurde darob nur immer tatenlustiger. Vom alten Pettenkofer in der Münchener Hofapotheke ließ er sich seinen Urlaub noch ein zweites Mal, und zwar bis tief in den Herbst, verlängern und flatterte nun neugierig wie ein Zaunkönig durch die Gegend.

Als die bestgemeinte Sommerglut vorüber war und die Garben von den Feldern verschwanden, lockten ihn die Alpenberge mit ihrer gläsernen Luft mächtig an. Der Sanitätsrat ließ ihn unbedenk-

lich hinausziehen, denn der Donisl war schon lange gesund. So wurde das stille Bad Sulz nur zum Ausgangsort für Deutelmosers Wanderfahrten; bisweilen blieb er ein halb Dutzend Tage spurlos verschwunden, kam müde, sonnverbrannt und mit frischen Augen zurück — und verschwand alsbald wieder.

Einmal geriet er auch weit hinüber nach Tölz und blieb eine ganze Woche lang aus. Vom tiefeinsamen Walchensee war er hingewandert, durch die Jachenau und das Tal der milchgrünen Isar hinab.

Und oben auf dem Tölzer Kalvarienberge schien ihm endlich wieder einmal ein verschwiegenes Abenteuer entgegenzublühen.

Ganz als Franziskus war er hinaufgekommen, saß nun ruhsam im Grase und schaute talaufwärts nach den Alpen, über denen die Sonne brannte. In den grünen Wellen der Wälder quoll hier und da schon ein herbstliches Gelb auf, und in den Zackenschründen des Karwendelgebirges lagen Schneefalten. „Ja!" dachte der Deutelmoser zu diesem lichtseligen Land hinunter, „es herbstelt —"

Nur kam er nicht weiter mit seinen sterbeblauen Betrachtungen. Denn von der Leonhardikapelle ging eine daher, schlank und zierlich, mit schwarzen

Haaren und großen dunklen Augen; sie trug das bunte Tölzer Gewand.

„Oh!“ sagte der Franziskus, verwandelte sich in einen Donisl und setzte sich in Positur. „Sie! Liebs Kind! Wo komm ich da auf den Kalvarienberg?“

Die kleine Schwarzhaarige schaute ihn verdutzt an und hatte unsichere Augen, weil sie nicht wußte, ob es dem Stadtherrn ernst war mit der Frage; und außerdem genierte es sie ein wenig, daß sie nicht mit »Du« angeredet wurde.

Aber nun lächelte sie. „Da hier ist er schon, der Berg ...“ Das war ein halbgeglückter Versuch, schriftmäßig zu reden.

„So, so —“ sagte der Donisl wieder, „und dann is das da drunt ganz gewiß Tölz? Und Sie sind aus Tölz?“ Er stand auf und trat zu ihr; streckte die Hand aus und wollte ihr in dionysischer Selbstverständlichkeit unter das Kinn fassen.

Aber sie wandte sich halb weg. „Gengens weiter, Sie!“

Deutelmoser ließ nicht locker, erwischte ihre Hand und redete zierlich. „Sie sind ein Kind Ihrer Heimat: schön und kühl wie die Berge, oder wie ein verschwiegener See ...“

„Schmarrn!" sagte sie erbost und zog ihre Hand fort.

„Und außerdem ist Ihr Vater einer, der mit Holz zu tun hat, gelt?"

Da schaute sie ihn aus groß erstaunten Augen an und bekam etwas Vertrauliches. „Der Herr kennt mich halt."

„Leider nein!" antwortete der Donisl und freute sich ob seiner frechen Überrumpelung, „aber wenn Ihr Vater nix mit Holz zu tun hätt', wie könnt' er sonst eine holzsteckensteife Tochter haben?"

Dieses merkwürdige Kompliment imponierte ihr, und also hatte sie nichts dawider, daß der Herr Provisor ihren Arm durch den seinen zog und langsam mit ihr weiter ging. Deutelmoser suchte alle seine Kunststücke hervor, mit denen er sich in ein niedliches Licht zu setzen pflegte; er war ausgelassen, er war ernsthaft, er sprach gelehrt und kindsdumm, er spielte den Menschenfeind — und wurde zärtlich. Aber damit hatte er nun kein Glück an diesem Tage. Nicht einmal ihren Namen wollte sie ihm sagen, und er erfuhr nur, daß ihr Vater Schreiner sei.

Und als der Donisl ihrem Gesicht unversehens ein wenig zu nahe kam, machte sie sich los und lief ihm einfach davon.

Verblüfft sah er ihr nach, wollte ärgerlich werden, weil ihm der hübsche bunte Schmetterling fortgehuscht war — tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß er sie in dem kleinen Tölz gewiß wiederfinden werde.

Aber der Donisl hatte sich schwer getäuscht. Zwar lief er den Abend zwischen den fröhlich gemalten Häusern suchend herum und übernachtete sogar hartnäckigerweise in der Post — doch die zierliche Dunkle blieb auch am nächsten Tage verschwunden.

Nun — Herr Deutelmoser war ein praktischer Philosoph. Er strebte durchaus nicht nach dem Unerreichbaren, sondern packte die Welt stets an dem Zipfel, der ihm am nächsten und bequemsten war. So kam er nach drei Tagen strahlend und herbstsonnig nach Bad Sulz zurück und hatte unterwegs doch einen ganzen Buschen Küsse gepflückt, den er vor Spitzweg stolz auseinanderbreitete, um ihm so recht zu Gemüte zu führen, was Franziskus Dionysius Deutelmoser für ein Kerl sei.

Spitzweg neigte den rotblonden Kopf zur Seite, hörte ihm geduldig zu und zupfte sich an seinem kurzbürstigen Schnurrbart. Gerade hatte der Donisl von seiner Fahrt durch die Jachenau berichtet, und

Leise tappten sie den finstern Flur entlang, schlichen die Treppe hinauf und kamen vor die Türe. Hansonn klopfte, aber es blieb still drinnen.

„Spitzweg!“ zischelte der Donisl, „mach' auf! Ich muß mit Dir reden.“

Da drehte sich ein Schlüssel und die Tür ging auf. In dem hellen Rahmen stand der kleine Provisor und hielt seine Hosen sorgsam gefaltet über dem Arm. Schüttelte mißbilligend den Kopf und knurrte. „Laßt Ihr mir auch in der Nacht keine Ruh?“

„Nein!“ Hansonn drückte ihn kurzerhand beiseite und trat in die Stube; hinter ihm Deutelmoser. Der Maler stellte die Flasche mit den Gläsern auf den Tisch und schaute sich um. „So sieht es also aus bei dem neuen Genie. Mir scheint, Sie wollten gerade ins Bett steigen?“

„Allerdings!“ betonte Spitzweg.

Aber Hansonn blieb ungerührt. „Das wird sehr nötig sein, mein Lieber; denn Sie haben schon ein sanftes Zähneklappen. Genieren Sie sich nicht — wir lassen uns durch Sie nicht stören. Nun?“

Der Provisor Spitzweg stutzte ihn hinter seinen Brillengläsern einen Augenblick an; aber dann fand er, daß es wohl das klügste sei, wenn er sich wirklich nicht stören ließe. Er zog sich also weiter

aus, kroch in sein Bett und deckte sich bis ans Kinn zu.

„So!" sagte der Donisl triumphierend, „jetzt hätten wir ihn. Da heraus kommt er uns nimmer."

Hansonn nickte, schob zur Vorsicht noch den Tisch vor das Bett, rückte die Stühle hinzu, und die beiden Gewalttätigen setzten sich. Deutelmoser goß den Wein in die Gläser.

„Prosit!"

Spitzweg knurrte. „Ihr könnts mir wohl auch einen Wein abgeben." Und dann, als er getrunken hatte, lehnte er sich halbversöhnt zurück und bekam schon wieder sein vergnügliches Lächeln. „Aber Lumpen seid Ihr doch —"

„Durchaus gar nicht und keineswegs, mein lieber Herr Provisor!" beredete ihn Hansonn. „Denn sehen Sie — —" Und nun ließ er einen überwältigenden Schwall auf den wehrlosen kleinen Apotheker los, der ihn unverwandt und mit immer größeren Augen anstarrte. „Ja, ja!" oder „Akkurat so is'!" sagte der Donisl zwischenein und nickte bekräftigend.

Sehr tief in der Nacht erst beschloß der Maler seine Rede mit einer energischen Aufforderung: „Also werden Sie von morgen ab zu mir kommen,

damit ich Ihnen ein paar Handgriffe beibringe. Denn das eigentliche Zeug zum Künstler haben Sie Gott sei Dank gleich mit auf die Welt gebracht, so wahr ich —"

„Ich weiß schon, wie Sie heißen!" sagte Spitzweg sanft; es war das erste Wort, das er seit zwei Stunden sprach. Aber er nickte — halb überzeugt und halb, weil er endlich seine Ruhe haben wollte. Damit waren die beiden Spießgesellen zufrieden, wünschten ihm eine gute Nacht und entschwanden.

Also saß nun Spitzweg manchen Nachmittag mit dem Maler Hansonn zusammen, oder er ging mit ihm auf den Peißenberg, um zu zeichnen.

Ziemlich eifrig war er dabei, und Deutelmoser betrachtete ihn mit großer Zufriedenheit und versprach ihm bereits ein Denkmal auf dem Münchener Marienplatz. Spitzweg schüttelte den Kopf zu derlei Sprüchen und tippte sich vor die Stirn. „Meinst Du, ich wollt' ein Maler werden? Keine Idee! Nur damit Ihr einen in Ruh laßt!"

Aber der Donisl lächelte schlau und sagte: „Dich kenn' ich! Widersprechen tust Du nur aus Prinzip und weil Du ein ganz Heimlicher bist. Hab' ich recht?"

Der andere schwieg und sah an ihm vorbei.

Deutelmoser nickte und ging. Im Grunde war es ihm ein Verlust, daß der Freund nun arbeitete, denn jetzt mußte er seine Spaziergänge allein tun

und wurde einsam. Das heißt: er wäre einsam geworden — wenn er nicht Franziskus Dionysius Deutelmoser geheißen hätte.

Dieser Name war mehr als eine bloße Nummer, die ihn unter der anderen Herde kennzeichnen sollte —: er war ein Programm. Franziskus hieß der Deutelmoser, wenn er einsam durch die wiegenden Wiesen ging oder an der Berghalde lag und auf das Herdengeläut lauschte. Dann beschaute er mit tiefinnerlicher Ruhe und Zufriedenheit die große und die kleine Welt; er wurde andächtig vor der Mauer der blauen Alpenberge, ließ sich erschauernd von den sonnglitzernden Seen blenden — und betrachtete gerührt die kleine braune Spinne, die ihm voll geschäftiger Eile über den Ärmel lief. Franziskus lächelte dabei mitten in die Natur hinein, wie die Sommersonne. Das war kein Lächeln des Vergnügens und auch keines der eingebildeten Überlegenheit, sondern es war ein Lächeln weltnahen Verstehens. Der heilige Franz von Assisi muß so gelächelt haben, als er den Tieren predigte — so ganz still und heiter und geklärt und mit einem himmlischen Weltverstehen.

Dionysius aber hieß der Deutelmoser, wenn er sich darauf besann, daß er jung sei und ein Sappermentskerl. Dann tollte er im Land herum,

küßte über alle erdenklichen Zäune hinweg alle erdenklichen Mädchen, tanzte, sang, trank, juchzte — und war, wenn auch nicht gerade hellenisch dionysisch, so doch auf gut Münchnerisch donislhaft.

Franziskus hieß er an erster Stelle; und das war im Grunde auch sein eigentliches Wesen, und nur, wenn er lange genug Franziskus geheißen hatte, besann er sich einmal auf seinen anderen Namen Dionysius und richtete sich danach.

Jetzt, da er über den neuen Weg nachdenklich geworden war, auf den sie den seltsamen Spitzweg mit sanfter Gewalt geschoben hatten, war er eine ganze Weile Franziskus. Aber als er genug gelächelt und beschaut hatte, prickelte ihm der Dionysius im Blute herum und er ging mit keck erhobenem Kopfe durch das Dorf, suchte nach einem Abenteuer, fand keines und wurde darob nur immer tatenlustiger. Vom alten Pettenkofer in der Münchener Hofapotheke ließ er sich seinen Urlaub noch ein zweites Mal, und zwar bis tief in den Herbst, verlängern und flatterte nun neugierig wie ein Zaunkönig durch die Gegend.

Als die bestgemeinte Sommerglut vorüber war und die Garben von den Feldern verschwanden, lockten ihn die Alpenberge mit ihrer gläsernen Luft mächtig an. Der Sanitätsrat ließ ihn unbedenk-

„Und das wirst schon sehn," regte sich der Donisl auf, „daß das eine Geschicht wird! Und nachher lach' aber ich."

„Ergrimmen Sie sich nicht, mein Herr!" antwortete der Maler mühevoll ernst. „Es hilft Ihnen eh nix —: die ist hin."

„Im allgemeinen —" machte Deutelmoser geringschätzig und aß Speckknödel mit neuem Kraut, „im allgemeinen mag ich die Schwarzen überhaupt net —"

„Aha!"

„Ja. Und im besonderen mag ich schon gar keine, die Clara heißt, indem dieses kein bayrischer Name ist, und sie ist ganz gewiß eine Gescheerte, irgendwoher da droben aus Preußen, und es ist sozusagen sogar unpatriotisch —"

„Sprüch!" sagte Spitzweg, „lauter Sprüch' — aber streng' Dich nicht an; und guten Appetit!"

„Gleichfalls!" dankte der Donisl voll ingrimmiger Zweideutigkeit; „übrigens: für wann hast Du sie denn bestellt?"

Der Maler wurde rot. „No — so für heut abend, auf den Berg."

„Also dann viel Vergnügen. Ich geh nämlich schon heut nachmittag weiter, die Isar hinunter, auf München."

„Das tust nicht!“ bat Spitzweg erschrocken.

„Das tu ich!“ dröhnte der Donisl und hieb auf den Tisch, daß die Schüssel einen kleinen Hupfer tat.

„Deutelmoser! Du wirst mir das Vergnügen nicht verderben! Es ist auch langweilig, zwei Tage allein hinunterzulaufen — für Dich und für mich.“

„Doch tu ich's!“ beharrte der andere mit rachsüchtiger Entschlossenheit.

Spitzweg überlegte eine Weile, schwieg, seufzte und stand endlich auf. „Also dann —: allein mag ich den Weg nicht machen. Ich geh und sag' ihr, daß nix draus wird.“

Deutelmoser sah ihm nach, halb erschrocken darüber, daß er dem Freunde das Vergnügen verdorben hatte, und doch wieder voll süßer Rachebefriedigung. Nach einer Weile kam der Maler wieder. Den Donisl kratzte doch das Gewissen und er hielt es für angebracht, sich nachträglich zu entschuldigen. Aber Spitzweg hob die Achseln. „Je — wenn's halt nicht sein soll. Ich werd' nicht dran sterben, und sie auch nicht. Du lieber Gott — es ist ja lächerlich, daß wir beide uns fast zerkriegt hätten darüber.“

Davon war Franziskus Dionysius Deutelmoser nun überaus gerührt; denn Seelengröße impo-

ganz gesund bist Du wieder an Leib und Seele?"
Schneider nannten sie den kleinen Spitzweg, weil er immer so tadellos und sorgfältig gekleidet ging, daß man glauben mochte, er käme gerade mit einem neuen Anzuge vom Schneider.

„Am Leib schon!" meinte der Donisl vieldeutig, „und an der sogenannten Seele wär' er auch gut beieinand, wenn mich nicht am letzten Tage der Teufel geritten hätt'; so hab' ich ihn nach Tölz hinübergeschleppt — — da hat's ihm wieder einen Stoß gegeben."

„Neidig ist er!" sagte Spitzweg geärgert, „und dummes Zeug schwätzen tut er. Aber das muß ich sagen: die Quellen von Sulz —" Und er begann einen apothekermäßig gelehrten Vortrag über die Sulzer Schwefel- und Eisenquellen, damit die anderen auf die Tölzer Begebenheit vergäßen; das gelang ihm auch, zumal er selber nie ein Wort von seinen kleinen Erlebnissen zu reden pflegte, auch wenn ihn die Freunde geradeheraus danach fragten. Deutelmoser selbst dachte an die Geschichte schon nach zwei Tagen nicht mehr, denn er hatte ungeheuer viel damit zu tun, seine alten und nunmehr schon sieben Monate gröblich vernachlässigten Bekanntschaften aufzufrischen und sich ein halbes Dutzend neue dazu zu suchen.

Aber dem kleinen Spitzweg, obwohl er beharrlich schwieg, liefen doch die Gedanken recht oft zu der dunklen Clara nach Tölz und er erwischte sich immer häufiger dabei, wie er mit Papier und Zeichenstift am Tische saß und sich, statt zu arbeiten, unvermerkt das rauschende Isartal hinaufgefunden hatte zu einer, die ihn aus seltsam verschweigenden Augen angeschaut.

Draußen herbstelte es. An schwerverhängten Nachmittagen lief der Maler durch den Englischen Garten und horchte auf die unlustige Ruhelosigkeit in sich. Die schwarzen Bäume ragten verschlossen aus dem hingeschichteten Nebel, und das späte Laub sank gelb und tot auf die Wege. Spitzweg blieb stehen und sah verloren in die Düsterheit; mit einem gewaltsamen Humor suchte er sich aus seiner nachgiebigen Wehmut aufzureißen, aber er merkte, daß er dadurch nur noch herbsttrauriger wurde.

Er dachte: was ihn wohl so tiefgründig mache? Natürlich war es dieses dumpfe, rettungslose Hinsterben in dem gelben Laub, und der Welttod, der hinter den grauen Nebelmauern ein Leben nach dem anderen mit nassen Fingern ausdrückte. Oder vielleicht, daß er sich noch nicht in seinen neuen Beruf finden konnte, den sie ihm aufgeschwätzt

hatten, und daß er darüber unsicher und verstimmt wurde? Eigentlich war es lächerlich, daß man einen Menschen gewaltsam zum Künstler machen wollte, der selber kaum daran glauben konnte, daß er einer sei! Kaum... Da war wieder dieses unglückselige Wort, das ihm immer wie ein Gifttropfen in seine Entschlüsse fiel. Da war wieder die Unwissenheit über sich selber, die ihm seine einsamen Stunden verbitterte. Immer und überall war es, als ob in dem fast heiteren Flusse seines Lebens eine öde Insel »Kaum« aufragte, die das geruhige und sorgenlose Bild verdarb. Stets fand der besinnliche Spitzweg ein zweifelndes Aber in seiner Welt: die Freunde behaupteten, er sei ein Maler — aber er zog die Schultern hoch: kaum! Die Freunde behaupteten: er sei ein hübscher Junge — aber er betrachtete seine kleine Person im Spiegel und zuckte die Achseln: kaum! Und wenn er einmal hinter Schürzenbändern und langen Zöpfen herlief und fröhlich dabei werden wollte, dann stolperte er über einen nachdenklichen Augenblick — und zweifelte und blieb unzufrieden. Dabei aber mochten sie ihn wohl leiden — zum Exempel — — — oh ja! Da waren nun seine Gedanken wieder einmal bei der schwarzen Clara in Tölz angelangt. Der

Donisl, der Hans im Glück, — wenn der sich ernstlich mit dem Mädel abgegeben hätte, wär' er kurzerhand wieder nach Tölz hinaus und hätte solange gefischt, bis er sie hatte — oder einen Korb. So oder so — etwas hätt' er mit heimgebracht, und das wäre eine Erinnerung zum Aufheben gewesen. Aber der Maler Carl Spitzweg hatte nur dann ein leichtes Blut, wenn ihn die Menschen sahen. Wenn er aber, so wie heute, tief nachdenklich und einsam durch den Herbst ging, dann lag der schwermütige Nebel auch auf seiner Seele. Der war sein, nur sein — ein trauriges Gut. Ja, eine Einödseele hatte der Spitzweg, so eine, die nur einer ganz allein für sich hat, als einziges Kleinod. Nur: man konnte mit diesem Schatze nicht eben viel anfangen.

Von der Theatinerkirche her schwang sich das Abendläuten durch das Dämmerdunkel.

Spitzweg wachte auf. Und sagte ganz laut: „Ich geh' doch hinaus!"

Fast erschrak er über seine eigene Stimme.

Mitten im Dämmernebel war dem stillen Spitzweg ein sonniger Entschluß aufgegangen. Eines Tages erschien er nicht in der heiteren Runde; die anderen wunderten sich ein wenig;

hatten, und daß er darüber unsicher und verstimmt wurde? Eigentlich war es lächerlich, daß man einen Menschen gewaltsam zum Künstler machen wollte, der selber kaum daran glauben konnte, daß er einer sei! Kaum... Da war wieder dieses unglückselige Wort, das ihm immer wie ein Gifttropfen in seine Entschlüsse fiel. Da war wieder die Unwissenheit über sich selber, die ihm seine einsamen Stunden verbitterte. Immer und überall war es, als ob in dem fast heiteren Flusse seines Lebens eine öde Insel »Kaum« aufragte, die das geruhige und sorgenlose Bild verdarb. Stets fand der besinnliche Spitzweg ein zweifelndes Aber in seiner Welt: die Freunde behaupteten, er sei ein Maler — aber er zog die Schultern hoch: kaum! Die Freunde behaupteten: er sei ein hübscher Junge — aber er betrachtete seine kleine Person im Spiegel und zuckte die Achseln: kaum! Und wenn er einmal hinter Schürzenbändern und langen Zöpfen herlief und fröhlich dabei werden wollte, dann stolperte er über einen nachdenklichen Augenblick — und zweifelte und blieb unzufrieden. Dabei aber mochten sie ihn wohl leiden — zum Exempel — — — oh ja! Da waren nun seine Gedanken wieder einmal bei der schwarzen Clara in Tölz angelangt. Der

Donisl, der Hans im Glück, — wenn der sich ernstlich mit dem Mädel abgegeben hätte, wär' er kurzerhand wieder nach Tölz hinaus und hätte solange gefischt, bis er sie hatte — oder einen Korb. So oder so — etwas hätt' er mit heimgebracht, und das wäre eine Erinnerung zum Aufheben gewesen. Aber der Maler Carl Spitzweg hatte nur dann ein leichtes Blut, wenn ihn die Menschen sahen. Wenn er aber, so wie heute, tief nachdenklich und einsam durch den Herbst ging, dann lag der schwermütige Nebel auch auf seiner Seele. Der war sein, nur sein — ein trauriges Gut. Ja, eine Einödseele hatte der Spitzweg, so eine, die nur einer ganz allein für sich hat, als einziges Kleinod. Nur: man konnte mit diesem Schatze nicht eben viel anfangen.

Von der Theatinerkirche her schwang sich das Abendläuten durch das Dämmerdunkel.

Spitzweg wachte auf. Und sagte ganz laut: „Ich geh' doch hinaus!"

Fast erschrak er über seine eigene Stimme.

Mitten im Dämmernebel war dem stillen Spitzweg ein sonniger Entschluß aufgegangen. Eines Tages erschien er nicht in der heiteren Runde; die anderen wunderten sich ein wenig;

der seelengute und überaus harmlose Stange sagte: „Den hat das Malen gepackt!"

Aber Deutelmoser zog die Brauen hoch, drückte das Kinn zwischen den Spitzen des steifen Kragens heraus und machte eine allwissende Miene: „Zur Leonhardifahrt wird er sein, nach Tölz..."

Damit hatte der Donisl recht. Es war Spitzweg sehr lieb gewesen, daß ihm der sechste November zu Hilfe kam mit seinem festlichen Leonhardizug der Bauern — das war eine malerische und lustig bunte Prozession, und man konnte sich leicht darauf hinausreden, zumal seitdem man ein Künstler war. Also setzte er sich in die Postkutsche und ahnte, daß er nicht einem leichten Abenteuer, sondern einer herzlichen Ernsthaftigkeit entgegenführe; deshalb war er auch nicht vergnügt, sondern heiter, wie ein morgendunstiger See in der Frühsonne: überall Licht, Glanz, Verheißung — und doch überall noch nebelhafte Ferne und Unbestimmtheit.

Es war ein frischer Ostwind über das Land gefahren und hatte alle die dumpfen Bedrückungen, die neulich auf der Welt gelegen, fortgeblasen. Nun ruhte ein gottschöner Herbsttag wie auf goldenen Säulen über dem bunten Lande.

So kam Spitzweg nach Tölz, und morgen war das Leonhardifest.

Die feine schwarze Clara Lechner schien heimlich zu erschrecken, als sie ihn wiedersah; er wurde darüber zuversichtlich und mutig, denn er legte das nach seinen Wünschen aus.

„Sind Sie auch wieder da?“ fragte sie mit großen, tiefen Augen, in denen es leise flackerte. Spitzweg war nun einmal verwegen und ging geradezu. „Deinthalb!“

Sie wußte nichts zu antworten auf diese Deutlichkeit; er sah, daß sie nur wenig Zeit hatte und ging weiter, nachdem sie versprochen, heut abend isarabwärts auf ihn zu warten. Der kleine Maler trug sein Bündel in den Gasthof und hatte nun weiter nichts zu tun, als den Abend heran zu wünschen; es schien ihm jetzt doch recht töricht, gerade heute daher gekommen zu sein, gerade heute, wo sich in dem bunten Marktflecken die Menschen drängten, die bei dem weitberufenen Feste sein wollten. Aber Gott sei Dank: im Flußtal unten, in den ganz einsamen Wäldern der Uferhänge, war es still; dahin flüchtete er und sehnte den Mond herauf.

Als das erste gelinde Silberlicht über die schwarzen Wipfel der Fichten rieselte, kam Clara. Sie

aus dem stillen Wald und bist lustig in der Stadt. Aber ich soll heiraten auf Weihnachten. Gute Nacht!"

Nach drei Schritten war sie im Nebel verschwunden. Der losch aus wie ein müdes, kaltes Feuer; denn der schwermütige Mond neigte sich hinter den nachtschwarzen Wald und ertrank.

Spitzweg aber setzte sich auf einen Stein am Weg und hörte den Fluß aus der jähen Finsternis rauschen. Ein Wind fuhr hoch über das Land und wiegte sich in den Wipfeln der Fichten; aber er fand die Stätte nicht, da er ruhen durfte. Und die Wellen wallten zu Tal, weiter, weiter in die niegekannte Nacht; aber keine kehrte wieder. Ewig verloren sie, was sie kaum gefunden.

Am anderen Tage kam die Sonne goldstrahlend herauf, und das bunte Tölz war noch bunter und bayrischer als sonst, weil so viele geputzte Menschen in den Straßen standen und auf den Leonhardizug warteten.

Aber Spitzweg sah nichts davon. Er suchte nach einem Wagen, der ihn nach München zurückführen sollte — es gab keinen; denn natürlich wollten alle Leute erst fortfahren, nachdem der Zug vorbei war.

Also verließ der tiefsinnige Spitzweg zu Fuß das festhafte Städtlein und wanderte durch die Wälder und die Wiesen auf dem Rücken der Uferhügel.

Da unten, wo jetzt milchgrün und morgenkalt die Isar glänzte, war er gestern vor Mitternacht mit der stillen Clara Lechner gegangen. Nun lag das Sonnenlicht im Tal, glitzerte im Gras und ließ die gelben und roten Laubwolken in dem schwarzen Teppich des Nadelwaldes aufbrennen.

Ja, das war wieder einmal ein hoher Herbsttag, wie ihn nur das Alpenvorland verschwenderisch herschenkt. Hüben und drüben über dem Tal reihten sich die Wiesen mit dunklen Fichtensäumen aneinander, bis der frühdunstige Himmel mit ihnen verschwamm. Zwischen den Bäumen hingen noch die Spuren der feuchten Nacht und webten feinen Schimmer um die Stämme, die sich gegen den hellblauen Himmel hoben. Aber das Glückseligste schienen doch die bunten Wälder, mit denen die Hügelhänge übergossen waren. Zwar waren auch sie in diesen Tagen durchsichtig geworden, aber noch immer leuchteten ihre trunkenen Farben herauf.

Die Wälderherrlichkeit mußte nun auch sterben, sann Spitzweg. Alles muß sterben, und gerade das Schönste stirbt den traurigsten Tod — oder

neuen Zeichnungen besehen. Da fand er allerlei Ansichten aus der alten Stadt, lobte sie und behauptete: dies und das müßte bildmäßig ausgeführt werden, — in Ölfarben und mit einem schönen Rahmen darum.

Aber Spitzweg lächelte dazu und sagte: „Oh geh! Erstens ist es nichts wert, denn ich kann noch nichts; und zweitens tät' ich mich bedanken, die Natur so abzumalen, wie sie geschaffen ist. Bin ich ein Bauzeichner? Komposition muß so ein Bildl haben, denn dieses, Deutelmoser, macht den Maler. Verstehst? Nein? Das glaub' ich. No also — was ist mit der Kathi?"

Und Franziskus Dionysius Deutelmoser lud wieder einmal irgendeinen Liebeskummer oder eine empörende Enttäuschung seines liebeseligen Herzens ab, wie er dies zu tun pflegte. Ja!" sagte er zurücktretend, „den möcht' ich sehen, der mehr darauf aus ist, als ich, eine treue Liebe zu finden. Aber natürlich — wenn einen auch die besten Freunde betrügen und einem die Mädeln abspenstig machen . . ."

Der Maler überhörte die neuerliche Frage nach der Clara. „Schließlich gibt es ja noch mehrere —"

„Allerdings!" betonte der Donisl, „ich wundere mich so schon, daß Du immer leben magst wie ein

Einsiedler — ganz heroben am Dach, und schaust hochnasig über die Häuser hin."

„Ja weißt, das macht die Arbeit. Arbeiten muß einer zum wenigsten, wenn er sonst nichts kann."

„Ein Heimlicher bleibst Du!" sagte Deutelmoser und ging, voll unbefriedigter Neugier und einigermaßen gekränkt, daß Spitzweg so gar nicht aus sich herauskroch.

Unterdessen kam der Winter mit Münchnerischer Gründlichkeit und Ruhe. Er legte sich wattig und behäbig dick auf die Stadt, deckte seinen weißen Pelz über Dächer und Gassen und blies aus frostblauen Lippen die Ludwigstraße herunter, pfiff seinen klirrenden Wind rund um die Altstadt herum und mußte sich von den frierenden Bauernweibern, die bei ihren Körben auf dem Viktualienmarkt hockten, unsanfte Beinamen gefallen lassen. Aber er wich und wankte nicht und wartete vergnügungssüchtig auf die große Gaudi: den Fasching.

Während Deutelmoser um die Weihnachtszeit herum stets auffällig Franziskus hieß und gelinde und bratäpfelmild aussah wie die stille Nacht, heilige Nacht, wurde er, je mehr es auf den Fasching zuging, immer donislhafter, ja geradezu dionysisch. Er hüpfte förmlich im vorausahnenden

Genuß einer nicht innegehaltenen Polizeistunde, schlief auf Vorrat, und wenn er unter dem Tische jemanden mit seinen langen Haxen auf den Fuß trat, so geschah dies deutlich im Ländlertakt. Gleichzeitig aber konnte man ihn mit brütender Denkermiene dasitzen sehen, denn er mußte überlegen, in welchem neuen und unerhörten Kostüm er Maschkera gehen wollte; hatte er aber auch dieses Problem glücklich gelöst, so versank er in eine stumme Seligkeit und hatte eine Laune, als solle er morgen zum Kaiser von Fez und Marokko ausgerufen werden, oder aber, als sei es ihm gelungen, die deutsche Einheit herzustellen, so daß man in Bayern nunmehr nur noch heimlich und nicht mehr öffentlich auf die Preußen schimpfen durfte ...

Endlich kam der jedes Jahr von neuem denkwürdige Tag, an dem der Donisl zum ersten Male kostümiert auf Tanz und Abenteuer ausziehen durfte. Und wirklich hatte er sich ganz abenteuerlich und übermäßig prachtvoll hergerichtet, so daß Spitzweg ängstlich hinter seinen drei Spannen langen Tisch retirierte, als Deutelmoser klirrend in die Stube trat.

Denn der Donisl ging als schwarzer Ritter.

„Da schaut!" sagte er selbstbewußt und klappte

das Visier seines Pappelms furchterregend herunter. „Wie ich daherkomm'!"

„Ah so!" Spitzweg seufzte erleichtert. „Du bist's. Ich hab' gemeint, es wär' der selige Don Quixote ..."

„Das ist eine Beleidigung," konstatierte der Donisl; „indem mein Harnisch aus reellem Blech ist; und nur das Schwert hab' ich daheim gelassen, weil es die Polizei net erlaubt. Was machst aber jetzt Du? Sitzt der Mensch da und liest — und was ist denn das?"

„Abendbrot hab' ich essen wollen," sagte der Maler und rückte dem gewalttätigen Ritter die Lampe weg.

„Ein Geräucherts — so, so. Also, wir werden uns in die Arbeit teilen, verstehst? Sonst wirst Du nimmer fertig mit Deinem Anzug, es ist eh schon halber neun. Also Du ziehst Dich an, und ich ess' derweil Abendbrot, gelt?"

„Aber —" protestierte der kleine Spitzweg.

„Jetzt geh schon!" drängte Deutelmoser, setzte sich krachend an den Tisch und fraß das Geräucherte. Dem Maler blieb nichts übrig, als in seiner Kammer zu verschwinden.

Gerade legte der Donisl den Knochen befriedigt auf das Papier zurück, als Spitzweg wieder er-

schien. Der Ritter beschaute ihn. „Ausgezeichnet, ausgezeichnet — das Geräucherte nämlich. Und Du? Haha — ein Pierrot mit einer silbernen Brillen; das ist neu.“

„Aber schön!“ sagte Spitzweg, sehr mit sich einverstanden. „Sei stad! Das Violett steht mir, und die Brille ist originell. Jawohl. Und jetzt geh' ich.“

Also taten sie.

Im Hackerbräu knatterte die Blechmusik durch die dicke Luft. Von der Decke wehten Papiergirlanden, und die Wände versteckten sich hinter dunkelgrünen Fichtenzweigen. Und im Saale wühlten die Masken durcheinander in heißem, buntem Gedränge. Deutelmoser wurde davon eingeschluckt wie ein Wassertropfen von glühroten Kohlen; für ein paar Stunden blieb er verloren, und der kleine Maler mußte sehen, wie er allein zuwege kam. Er vollführte das mit großer Bedachtsamkeit, denn in seinem Herzen sah es gar nicht recht faschingsmäßig aus, und er war eigentlich nur hergegangen, weil es sich einmal so gehörte. Also tanzte er ein wenig, hockte sich in einer Ecke zu seinem Bier, tanzte wieder, ließ sich eine Weile hin und her schieben — und fand lange nach Mitternacht den unglaublichen Donisl wieder, der hinter

einem Pfeiler stand und mit einer Spanierin schön tat. Es schien dem Maler, als ob der Papphelm des schwarzen Ritters einige beträchtliche Gefechte mitgemacht habe, denn er saß schief und war an verschiedenen Stellen eingebeult.

Spitzweg trat unvermerkt heran und räusperte sich. Darin lag alles: das Mißvergnügen, daß ihn Deutelmoser so schmählich im Stiche gelassen und die Befriedigung darüber, daß er den Donisl bei so angenehmer und nutzbringender Beschäftigung entdecken durfte.

Aber Dionysius Deutelmoser fand gar nichts in diesem Räuspern. Sondern er schwamm aus einem Weltmeer von Seligkeit heraus, neigte sich zu dem andern und sagte ihm heimlicherweise ins Ohr: „Das ist sie."

„Wer?" fragte Spitzweg.

„Mein Gott —: sie!"

„Ah, ich versteh schon: die ewige Liebe, für die nächste Woch' ...

„Nix mit nächste Woch' — sondern für immer."

„Wie oft hast Du das schon gesagt?"

„Ja mei — das waren halt Irrtümer; aber diesmal ist es ganz gewiß wahr."

„Freilich, freilich!" brummte Spitzweg beruhigend. „Aber zeig' sie einmal her!"

Deutelmoser kriegte die Spanierin zärtlich um den Nacken und zog sie heran. Der Maler betrachtete das Paar mit kritischen Blicken, nickte seinen Segen und fragte schließlich: „Also — wie heißt denn das Fräulein?"

„Philomena!" säuselte der Donisl.

„Was?"

„Philomena! Philomena Gigl!"

Spitzweg staunte. „Jetzt — Du hast aber einen schönen Namen. Wie sagt man denn dazu für gewöhnlich?"

Deutelmoser schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ordinärer Mensch! Einen solchenen Namen verdirbt man nicht, indem man ihm den Schwanz abhackt. Das ist ja gerade das Wunderbare: diese schmalzigen Töne. Philomena!" Es entfloh ihm ein schäferhafter Seufzer.

Aber die wohltönende Philomena Gigl schien über ihren Namen weniger in Ekstase zu geraten, sondern postierte sich energisch vor den kleinen Maler, schüttelte ihm die Hand aus dem Gelenk und sprach: „Servus, Spezi! Und jetzt mag ich ein Bier!"

Also begaben sie sich selbdritt in Spitzwegs mühevoll aufbewahrte Ecke und tranken ein Bier. Die Spanierin erklärte: Deutelmoser sei ein fescher

Kerl, wenn er nur nicht immer „Philomena“ sagen tät’, denn darauf lege sie keinen besonderen Wert. Sodann verschlang sie drei Paar Weißwürste und behauptete, je verliebter sie sei, desto größer werde ihr Hunger — worauf der schlaue Donisl sogleich weitere drei Paar herbeiholte und sich im siebenten Himmel fühlte, als sie auch diese noch bezwang. Denn daraus erkannte er die Glut ihrer Liebe.

Gegen vier Uhr meinte Deutelmoser: nun müsse man aber heim; denn in drei Stunden sollte er bereits wieder in der Apotheke sein, und da der Fasching diesmal besonders lang war, dürfte man sich nicht gleich zu Anfang so völlig ausgeben. Philomena bettelte zwar noch eine halbe Stunde ab — aber da wurden die Lichter ausgelöscht und das Vergnügen hatte ein Ende.

Als der Donisl in die kalte Winterluft hinaustrat, hieb es ihn bedenklich gegen die Mauer. Und er begann zu singen:

„Schaugts außi, wias regnt,
Schaugts außi, wias giaßt ...“

„Sei stad!“ mahnte der Maler, „ich hab’ keine Lust, mich wegen einer Ruhestörung arretieren zu lassen.“

„Schaugts außi, wias Wasser
Zum Dach abi schiaßt!“

„Mach' kein solches Geschrei!" sagte auch Philo-mena warnend.

Aber Deutelmoser war nun einmal vergnügt und gedachte sich diese anspruchslose Fröhlichkeit durch keine Macht der Welt beeinträchtigen zu lassen. „Carl!" sprach er zu Spitzweg und stieß ihn gerührt in die Seite, „so geh' halt her und sei net fad. Schrei doch ein bißerl! Hast denn gar keinen Hamur?"

Und wieder begann er in ungefügen Tönen zu singen — gerade als sie unter den Bögen des Rat-hauses waren.

Da erlangte ihn der Arm des Gesetzes. Der Mensch, der den Ritter beim Mantelkragen er-wischte, hatte eine königlich bayrische Uniform und eine Amtsmiene.

Der geistesgegenwärtige Spitzweg fand gerade noch Zeit, sich in eine Mauerecke zu drücken — so ging das Verhängnis an ihm vorüber.

Deutelmoser aber und seine Freundin Philo-mena wurden in die Wachtstube hineingeschleppt. Dort mußten sie ihre Personalien angeben und durften dann freilich wieder davongehen; aber der kleine Spitzweg war ihnen nun klüglich abhanden gekommen, und als Philomena die Haustür im Tal hinter sich schloß, lag der Maler schon im Bett

und schlief den Schlaf des Gerechten, den sie nicht erwischt haben.

Am nächsten Nachmittage saß Deutelmoser im Kaffeehaus, hatte einen schweren Kopf, ein Strafmandat über einen Gulden und eine neue Freundin, von der er Spitzweg die himmelblausten Dinge vorschwärmte. Gleich heute abend würde er wieder mit ihr ausgehen, denn sie war seine erste und einzige Liebe und hieß außerdem Philomena. Was der Maler etwa noch mehr wolle?

„Nichts!" sagte er bewundernd, „nur: daß sie grad im Tal wohnt — weißt, Donisl, eine besonders vornehme Gegend ist das nicht."

„Ja —" machte Deutelmoser besinnlich, „noch dazu vier Treppen hoch unterm Dach; grad wie Du. — Bei ihrem Bruder."

„Ah so!" sagte Spitzweg.

„Was?" fuhr der Donisl auf, „ah so? Hast Du etwa gemeint —? Oh Du! Aber es ist meine erste und einzige Liebe, und auf die lass' ich nix kommen, daß Du es nur weißt!"

„Was ist er denn nachher, der Bruder?"

„Schreiber, oder so!" sagte Deutelmoser, „morgen werd' ich mir ihn einmal anschauen."

Er tat das auch wirklich und kam höchst nach-

denklich und voll neuer Eindrücke zu Spitzweg zurück. „Du! Der Bruder — der tät für Dich passen. Der ist auch so ein Heimlicher wie Du. Den mußt Du Dir betrachten; paß auf: morgen nachmittag gehen wir hin zum Kaffee. Die Philomena läßt Dich einladen dazu.“

Für die »Heimlichen« hatte der Maler nun eine Schwäche; also nickte er seine Zustimmung.

Als sie dann ihre Forschungsreise ins Tal antraten, fragte er vorsichtig nach dem Bruder, aber Deutelmoser machte nur ein geheimnisvolles Gesicht und kniff die Augen zu. Es war ein ganz hellsonniger Wintertag; auf den Dächern lag noch das späte rotgoldene Licht und schmolz den Schnee, daß die Tropfen vom Rande fielen und unten auf dem Pflaster zerspritzten; da unten freilich zog schon ein kaltes Blau durch die Gassen, und an den Häusern entlang, wohin die Tropfen fielen, waren blanke Zeilen aus Eis. Wie warme, goldene Felsen ragten die Dächer aus dem blaukalten Meer. Auf dem Fahrdamm türmte sich der pulverige Schnee zu kleinen Bergen; wenn einer die Straße überquerte, kreischte die harte Kälte unter seinen Schuhen.

„Da!“ sagte Deutelmoser und stand vor einem alten Hause still. Er klinkte die Tür auf und schob

Spitzweg in den dunklen Flur. Nun begann ein unendliches Treppensteigen über steile, ausgetretene Holzstufen, die glitschig waren und knarrten; und als der Maler endlich inne hielt und glaubte: hier sei nun Gott sei Dank das oberste Stockwerk, mußte er immer noch eine lächerlich schmale Stiege hinauf.

„Ich weiß nicht," sagte er, „ich hätt' mir mein Palais niedriger bauen lassen; jedoch, es gibt sonderbare Menschen. Das da tät' ich zum Exempel für einen Speicher halten, wenn ich nicht wüßte, daß Deine ewige Liebe hier wohnt."

Der Donisl war etwas kleinlaut; denn es fiel ihm heute zum ersten Mal auf, daß er mit dieser eigentümlichen Wohnung seiner ewigen Liebe in der Tat nicht prunken könne. Indessen klopfte er an eine niedrige und schmale Tür, die unmittelbar auf der letzten Treppenstufe war. »Anton Sigl, Accidentienschreiber« stand mit Kreide daran geschrieben.

„Herein!" sagte drinnen einer; das klang, als ob ein Blechhafen vom Tische fiele.

Die Freunde traten ein.

Spitzweg blieb an der Tür stehen. Das erste, was er sah, war ein aufgespannter alter Regenschirm; der hing an der schiefen Decke dieses Zim-

mers im Winkel. Wie ein Dach wölbte er sich schützend über eine Matratze, die auf den rissigen Dielen lag. Und auf dieser Matratze thronte der vermutliche Hausherr. Er war in eine Filzdecke eingewickelt, trug Schlafrock und Zipfelmütze und hatte sich drei große Kissen hinter den Rücken geschoben, so daß er halb saß. Die hochgezogenen Knie dienten ihm als Pult für einen Stoß Papierblätter.

Dabei strahlte die abendliche Wintersonne gar vergnüglich durch das gefrorene Fenster und flimmerte Gold auf die Kahlheit der kaum getünchten Wände.

Jetzt wandte Herr Gigl sein nachdenkliches Gesicht den Freunden zu, und seine Augen fanden sich von irgendeinem glücklichen Stern zurück.

„Ich habe die Ehre!" sagte er höflich. „Herr Franziskus Dionysius Deutelmoser und Herr —"

„Mein Freund Spitzweg, ein Maler!" stellte der Donisl vor.

„Ah!" Anton Gigl wurde interessiert. „Ein Maler! Also ein Künstler. Auch ein Künstler. Wissen Sie vielleicht einen Reim auf »Leberkäs«?" Er sagte das in einem wundervollen Bühnendeutsch und rollte das R wie ein Olympier.

„Leberkäs!" sann Spitzweg, „— — augenblick-

lich nicht. Aber wenn Sie erlauben, daß ich mich ein wenig setze und in Ruhe nachdenke, fällt mir vielleicht einer bei."

„Das wäre mir nun überaus angenehm, in der Tat!" erwiderte Herr Anton Gigl, „denn dieser fehlende Reim droht meine Arbeit an dem Lustspiele »Die Künstler« in empfindlicher Weise zu unterbrechen. Setzen Sie sich also! Das heißt: nach einem Stuhl werden Sie bei mir vergeblich suchen. Aber hier —" und er wies auf die gewaltigen Folianten, die sich vor seinem Lager auftürmten, „nehmen Sie Band drei bis acht der Trauerspiele des Seneca. Aufeinandergelegt bilden diese eine vortreffliche Sitzgelegenheit."

Der Maler klaubte die Bücher auf, stellte Tintenfaß und Schnupftabaksdose zu Boden und baute sich einen Stuhl.

„Lieber Gigl," fragte Deutelmoser derweilen, „wo steckt denn die Philomena?"

„Sagen Sie nicht Philomena; dies beleidigt mein tragisch geschultes Ohr. Nennen Sie meine Schwester Philine wie ich, und ich werde Ihnen berichten, daß selbige in der Nachbarschaft umeinandläuft und zwei Kaffeetassen zu leihen gedenkt; denn wir sind nicht auf Besuch eingerichtet."

„Also Philine! Haben Sie vielleicht noch ein paar Trauerspiele zum Niedersitzen?“

„Leider nein, bester Herr Deutelmoser. Aber wenn Sie gefälligst auf dem Herd Platz nehmen wollen — er ist ohnehin nicht geheizt ...“

„Das merk ich,“ sagte der Donisl und rieb sich die Hände.

„Sonderbar! Ich finde es recht angenehm warm hier, und außerdem —“ Sigl langte ein schmales Stück Pappe hervor, „— außerdem hat es herinnen zwanzig Grad Wärme.“

„Unmöglich!“ Spitzweg stand auf und trat zu ihm.

Ungeheuer fing er an zu lachen.

„Aber lieber Herr — Ihr Thermometer ist ja gemalt!“

Anton Sigl sah den Maler an und sagte völlig ernsthaft: „Finden Sie dabei etwas? Es ist allerdings gemalt — aber was tut das weiter? Eine Illusion! Als ob nicht alles im Leben Illusion wäre, und als ob wir nicht nur von Illusionen lebten! Bloß wissen wir es nicht mehr, Bester. Sie essen Backsteinkäs und finden, daß er gut schmeckt; fragen Sie einen Chinesen, und er wird dieses Stück verfaulte Milch abscheulich finden. Eine Illusion Ihrerseits — aber Sie sind daran

gewöhnt und merken es nicht mehr. Mein Thermometer ist auch eine Illusion, und ich befinde mich außerordentlich wohl dabei; denn ich habe mein Gehirn so weit dressiert, daß es daran glaubt. Denken Sie sich meine Befriedigung, wenn ich ein Zimmer habe, das ebensogut im Januar als im Juli zwanzig Grad Wärme hat. Die Hauptsache ist, daß man an seine Einbildungen glaubt. Glaube ist überhaupt alles ..."

„Also befinden Sie sich ungemein wohl hier oben?"

„Natürlich!" sagte Sigl erstaunt.

„Und Sie dichten?"

„Auch das."

„Sind Sie auch damit zufrieden?"

Herr Anton Sigl machte ein mitleidiges Gesicht und sagte sehr nachsichtig: „Mein lieber Herr! Mit allem soll der Mensch zufrieden sein — nur nicht mit dem, was er leistet. Und nun gar der Künstler! An dem Tag, an dem ich einmal mit meinen Werken zufrieden bin, häng' ich mich auf; denn dann ist es aus mit der Kunst."

Spitzweg war damit höchlich einverstanden und tastete an einer Frage herum. Aber er kam nicht weiter, denn draußen knarrte die Treppe unter

einem festen Schritt, und des Donisl ewige Liebe trat ein.

Deutelmoser fiel ihr um den Hals und erweckte dadurch ein götterhohes Lächeln bei dem Bruder Anton. Philine wehrte ihn ab. Jetzt, bei Lichte betrachtet und ohne spanisches Kostüm, war sie eine blonde und resolute Münchnerin. „Erst wird Kaffee gekocht!" sagte sie bestimmt und holte die Kaffeemühle aus ihrer Kammer. „Da gehst her!" Und der Donisl mußte die Maschine zwischen die Kniee nehmen und arbeiten. Er nickte dem Maler beglückt zu: das war eine!

Aber Philine hockte vor dem Herd, schaute in das Feuerloch und sah dann fragend zu ihrem Bruder hinüber.

„Wieder kein Holz?" sagte der, „nun — so nimm halt den vierten Akt von der »Messalina« — es wird schon reichen. Nicht? Also nimm noch den großen Monolog des Claudius dazu. Bis zu der Szene »Jetzt oder niemals will ich mich erklären« — hast Du es?"

Sie nickte und schob das Manuskript in den Ofen.

„Da sagen die Leute immer, dichten sei zu nichts nütze!" meinte Sigl resigniert. „Aber ich frage Sie: hätte Phidias mit seinem Zeus einen Kaffee kochen können? No also!"

Der Monolog des Claudius brachte das Wasser glücklich auf den Siedepunkt, und Philine schüttete die Zichorien in den Topf.

Dann tranken sie Kaffee, hockten dabei im Halbrund um den Dichter Anton Sigl herum, der durchaus nicht zum Aufstehen zu bewegen war, und Spitzweg mußte sich allein mit ihm unterhalten; denn der Donisl beschäftigte sich mit seiner Philine. Sigl bemerkte das und schüttelte sein Denkerhaupt: „Da schauen Sie dieses Mädchen an, mein Freund! Scheint es nicht, als ob sie das leichtfertigste Geschöpf unter der Sonne sei, sofern man in dieser Dämmerstunde noch von Sonne reden kann? Aber dennoch ist sie ein deutsches Frauenzimmer, und sobald der Fasching vorbei ist, wird sie arbeiten und Geld verdienen, damit sie unsern Tisch aus dem Leihhause zurückholen kann. Nun, ich gönn' ihr das kurze Vergnügen. Und genau so, wie bei Goethe die unglaubliche Philine als rechtmäßige Gattin des Grafen Friedrich endigt ..."

„Ich bin schon mit einem Apotheker zufrieden!" warf die resolute Schwester herüber. „Gelt, Donisl, Du heiratst mich, bal der Aschermittwoch vorbei ist?"

Deutelmoser bekam eine unbehagliche Stirn-

falte. „Kind," sagte er, „ich hab' am Aschermitt-
woch immer einen solchen Kater, daß ich zu nichts-
fähig bin, nicht einmal zum Heiraten. Und außer-
dem ist das eine grundgefährliche Geschichte, und
Du sollst keinen Spott damit treiben — der kommt
eh genug: wer den Schaden hat ..."

„Du bist mir ein Sauberer!" empörte sich die
warmblütige Philine und spürte ein Zucken in
ihrer Hand; denn wenn es sich ums Heiraten
drehte, hatte sie noch nie Spaß verstanden. Des-
halb war sie auch noch immer unverehelicht.

Aber derlei Ausbrüche störten den Deutelmoser
nicht in seiner ewigen Liebe, obwohl er sich vor-
nahm, gelegentlich darüber nachzudenken.

Und diese Gelegenheit bot sich sehr bald. Denn
als er mit Spitzweg durch das sternglitzernde,
schneeknirschende Dunkel heimging und so recht
von Grund aus durchfroren war, fing der Maler
selber davon an.

„Du! Die Philomena — das ist eine Zünftige.
Die tät' ich Dir zur Frau wünschen; denn wenn
Du die hättest, nachher wären Dir mit einemmal
alle Flausen und Liebeleien aus dem Kopfe ge-
trieben."

„Meinst?" sagte der Donisl, war nachdenklich
und hatte das Zähneklappen, aber bloß von der

Kälte. „Ich glaub' es beinah. Indessen hab' ich ihr schon selber gesagt, daß ich sie nicht heiraten mag."

„So? Ich hab' gemeint, sie wär' eine von denen, die Du ewig lieben willst?"

„Eben deshalb. Wenn ich sie ewig lieb', wie kann ich sie dann heiraten? Das ist ja ein Widerspruch! Ich kann nix dafür, wenn sie's falsch auffaßt."

„Oh Du!" sagte Spitzweg, „so ein windschaffenes Gewissen möcht' ich auch haben . . ."

Aber lieben tat der Donisl seine Philomena doch. Das zeigte sich, als der Fasching zu Ende war; denn da ging er, ganz wider seine Gewohnheit, immer noch mit ihr aus und verstieg sich sogar dazu, ihr ein neues Kleid anzuschaffen. Dem kleinen Maler war das recht, weil er dadurch des öfteren in den Taubenschlag hinaufkam, in dem der Gigl Toni seine unsterblichen Bühnenwerke zu Papier brachte — und mit dem redete er für sein Leben gern. Auch er hatte so eine sonderbare Einödseele und schien äußerlich gelassen, wenn ihm Wehmut und Unzufriedenheit am Herzen fraßen.

Und eines Morgens im April kletterte Spitzweg allein zu ihm empor und hatte einen großen Plan.

Der Poet lehnte wie gewöhnlich in Schlafrock und Zipfelmütze auf seinem sogenannten Bett und dichtete.

„Sie!“ sagte der Maler im Hereingehen, „haben Sie einen Rock, mit dem Sie sich unter Menschen zeigen können?“

Sigl schaute in der Stube herum. „Vorigen Dezember war noch einer da; seitdem bin ich immer heroben gesessen und hab' ihn nicht gebraucht. Aber da hängt er ja, funkelnagelneu und kaum zwanzig Jahr alt. Was soll ich damit?“

„Anziehen sollen Sie ihn! Hinausschleppen tu ich Sie, in den unerhörten Frühling, der im Isartale liegt.“

„Aber ich besitze keinen Mantel, lieber Freund!“ deklamierte der Toni.

„Wozu auch? Es ist so warm ...“

„In der Tat!“ sagte Sigl und langte sein Illusionsthermometer hervor, „zwanzig Grad. Nun, dagegen wäre nichts einzuwenden.“ Also erhob er sich, zog die großen Schaftstiefel an und zerrte die Hosen darüber, fuhr in seinen ehmals grünen Rock — jetzt war der ins Goldgelbe hinüberverschossen — und stülpte sich den hohen Zylinder auf sein Dichterhaupt.

Dann gingen sie.

Sigl machte große Augen und sagte einmal über das andere: „In der Tat! In der Tat!“ Denn nun war die Welt aufgewacht, ohne daß er

auf seinem Parnaß etwas davon gemerkt hatte. Draußen vor der Stadt schäumten die kleinen weißen Blüten auf den Wiesen, und in den Bäumen saßen die Amseln und sprengten sich die Brust vor lauter Sonnenfreude.

Ein echter Aquarellhimmel! dachte Spitzweg und sah zu dem feinen, wässerigen Blau empor, über das verwaschene weiße Wölkchen ganz zart hingehaucht waren.

An der Pulvermühle vorbei wanderten sie und kamen an das Ufer der Isar. Die sprang ihnen aus ihrem waldigen Tal entgegen wie ein übermütiges Kind, und sie gingen auf sie zu, mit weitgebreiteter Seele und stillbeglückten Augen.

„Und wie es duftet!" sagte der ernsthafte Toni ganz aufgelöst, „all die frische, grüne, lichtselige Kraft quillt aus den Wäldern und wallt über das Land. Und wie die Bäume lebendig geworden sind und jung wie kleine Mädchen in Flatterröcken! So eine Frühlingslandschaft ist eine unerhörte Frivolität; denn die Natur tut dabei gerade, als ob es überhaupt nichts Böses und kein Sterben auf der Welt gäbe."

„Gengens weiter!" tadelte Spitzweg und dehnte sich wie ein schnurrender Kater, „wer wird auch jetzt von Sterben reden? Leben wollen wir, leben!

Herrgott! Als ob man sich nicht sonst genug Gedanken machte und seine Plage hätt'! Tun Sie mir den Gefallen und jodeln Sie — wenigstens mit dem Herzen. Die ganze Welt möcht' ich umarmen vor lauter Vergnügen."

Über dem Wasser schwebten ein paar weiße Möwen in spielenden Wellenlinien und ließen sich auf der lauen Luft tragen, die mit der Isar aus den Wäldern heruntergeflossen kam. Der Maler schaute ihnen eine Weile zu und mußte dann seine Brille putzen. „Die da! Wenn unsereiner so fliegen könnt', so immer immer weiter über die Täler und über die blitzblauen, seligen Seen im Land — bis man endlich dort wäre, wohin man immer will ..."

„Ja!" sagte Sigl. „Aber was tät' es uns nützen? Glauben Sie, daß einer zufrieden wäre, wenn er sein Ziel erreicht hätte? Ach ja — die Donisl und Franzl drin in der Stadt schon; die sind bereits zufrieden, wenn sie am Sonntag Mittag vor einem Gansbraten sitzen. Aber wir, die ewigen Wanderer nach einem gelobten Lande?"

„No —" machte Spitzweg und tat ungläubig, um nicht wehmütig nicken zu müssen.

„Nach einem gelobten Lande, jawohl! Nach einem Ideal. Das liegt ja schon in dem Begriff,

daß man halt niemals hinkommt. Es ist mit unsereinem genau so, wie mit dem hochseligen Ritter Toggenburg: »und so saß er, eine Leiche, eines Morgens da«. Genau so ist es, als wenn wir immer verlobt wären und niemals heiraten könnten. Morgen ist Hochzeit, heißt es — ja, und morgen heißt es wieder: morgen ist Hochzeit, und so weiter — bis man uns mit zwei schwarzen Pferden hinausfährt. Ein Mensch mit Idealen ist immer ein ewiger Hochzeiter."

„Ein ewiger Hochzeiter!" sagte der Maler langsam; das Wort hatte ihn tiefinnerlich angepackt. „Ein ewiger Hochzeiter — deshalb ist einem auch immer so feierlich und erwartungsfroh zumute; denn morgen . . ."

Gigl nickte. „Das kommt darauf an. Im Anfang mag es wohl jedem so gehen; aber nachher, wenn es immer und immer wieder nichts ist — — es gehören schon gesunde Nerven dazu, um bei dem Gedanken an die Ewigkeit keine schlechte Laune zu bekommen."

Spitzweg sann nach. Dann hatte er es: „Ja! Aber das ist es ja gerade! Ein gewöhnlicher Mensch wird mißmutig dabei; aber ein richtiger, no ja, ein richtiger Künstler gibt die Hoffnung nie auf. Das ist der ganze Unterschied, im Grunde

genommen. Ein Künstler muß Optimist sein, wenigstens in seiner allerinnersten Herzfalte — und wenn er auch lauter fünfaktige Trauerspiele schreibt und Romane, in denen sie sich nie kriegen. — Wir sind alle ewige Hochzeiter."

Und dann setzten sie sich auf einen schmalen Wiesenhang in den gelinden Sonnenschein, zogen ihre Butterbrote heraus und aßen sie voll Rührung; denn es ist immer eine feierliche Stunde, wenn dem Menschen eine neue Erkenntnis aufgegangen ist.

Als Sigl heimkam, wartete eine große Überraschung auf ihn. Er fand sich nämlich zum ersten Male seit langer Zeit wieder vor der erstaunlichen Tatsache: daß er Geld verdienen sollte.

Warum stand eigentlich an seiner Tür in schwungvollen Kreidebuchstaben »Anton Sigl, Accidentienschreiber«?

Einfach deshalb, weil er ein gelernter Schreiber war. Aber ein insgeheim aufgewühlter und wolkensehnsüchtiger Mensch wie der Toni hatte das natürlich nicht lange bleiben können; sondern er gab seine jammermäßig bezahlte Stellung bei der Staatsschuldenverwaltung auf, kaufte sich einen Pegasus, betrieb das Schuldenmachen auf

eigene Faust und hoffte auf die unberechenbare Laune des Glücks, auf das ewige Morgen. Außerdem aber auch auf sein Talent.

Immerhin war der Sigl insofern ein erdnaher Mensch, als er sogleich erkannte, daß dies ein höchst unsicherer Erwerb sei; und so hatte er sich mit frevelhaften Kosten einen Zettel drucken lassen, auf dem er einem geehrten Publiko anzeigte, daß er Schreibarbeiten aller Art schnell, billig und sauber ausführen könne. Diesen Zettel hatte er selber in die Häuser getragen und vor jede Wohnungstür gelegt, von der er wußte, daß wohlhabende Leute hindurchgingen.

Aber der himmelstürmende Toni täuschte sich schwer; die Nachfrage nach derlei Schreibereien war unglaublich gering, und die Leute, die ihm zu verdienen gaben, konnte er an den Fingern herzählen. Vor Weihnachten hatte er zum letztenmal einen halben Gulden verdient — dann war es aus gewesen. Wovon er eigentlich lebte, war seinen Freunden ein Rätsel.

Und heute nun, als er noch ganz betrunken von Sonne und Lenzluft in seine Dachkammer trat, rannte ihm Philomena entgegen mit der Nachricht, daß ein Frauenzimmer dagewesen sei mit einer Schreibarbeit.

Der Poet Anton Sigl hob die Nase. Einerseits vor geschwellter Freude und andererseits, weil er unbedingt in der Atmosphäre herumschnuppern mußte.

„In der Tat. Patschuli! In der Tat!" sagte er voll erhabener Eindrücke.

Philine nickte. „Eine ganz Noble ist sie gewesen; ich hab' mich nicht zu fragen getraut, wie sie denn heißt. Aber ganz erstaunt hat sie sich umgeschaut und hat die Bücher betrachtet und hat gesagt: Nein, wie originell! Und sie will wiederkommen, hat sie gesagt, morgen in der Früh, und sie hofft den Herrn Sigl anzutreffen."

„Sie hofft den Herrn Sigl anzutreffen!" wiederholte der Poet und stellte sich monumental in die Mitte der Stube. „Morgen empfange ich von acht Uhr an."

Aber Philine sagte nüchtern wie ein Kartoffel: „Red' net so geschwollen daher und sei froh, daß Du ein Geld verdienen kannst."

Der Toni sah sie hoheitsvoll an und stülpte seinen Zylinder wieder über den Schädel. Er ging die Treppen hinunter und lief schnurstracks zu Spitzweg, erzählte ihm die Geschichte und lieh sich von ihm einen Stuhl, damit das vornehme Frauenzimmer doch sehen sollte, welcher Komfort bei einem Poeten herrscht.

Und wirklich kam am anderen Vormittage jemand leichtfüßig über die gemütvoll knarrende Treppe, klopfte an die Tür und trat herein.

Herr Anton Gigl lehnte, angetan mit seinem noch immer ziemlich grünen Rocke, lässig am Herd und drehte die Schmalzlerdose zwischen den Fingern.

Also — das war sie! Zierlich, eilig, erstaunt, und mit vertraulichen schwarzen Augen wie ein junges Rotkehlchen. Hatte ein Spitzentuch über dem schwarzen Haar und war von einer bedeutenden Krinoline umbauscht.

„Gigl!“ sagte der Toni, schnellte auf und riß den geliehenen Stuhl neben sie. Aber sie zog natürlich vor, stehen zu bleiben, und er bedauerte heimlich, daß nun die schöne Sitzgelegenheit nicht recht zur Geltung kam.

„Also Sie sind der Dichter, der daherinnen wohnt!“ sagte sie und beäugte ihn neugierig.

Er wuchs. „Sollte das gnädige Fräulein vielleicht von meinen Werken —“

„Nein, nein. Nur — die vielen Papiere mit Versen, die gestern hier herumlagen — — und außerdem sieht man das Ihnen gleich an.“

„In der Tat!“ sagte der Toni und fuhr sich durch das hellblonde Haar. „Ein jeder Künstler trägt das Kainszeichen auf der Stirn . . .“

„No — so gefährlich nach Brudermord schauen Sie nicht aus; wenigstens hab' ich das nicht gesehen; sondern weil Sie gar so einen verschossenen Rock haben, Herr Sigl ..."

„Oh!" sagte er mit einer grandiosen Handbewegung, „das stört mich nun gar nicht. Die Hauptsache ist, was darunter steckt."

„Da haben Sie ja wohl ganz recht. Was dichten Sie denn eigentlich? Es gehört nämlich zu meinem Besuch — daß Sie nicht meinen, ich wär' neugierig."

Damit hatte sie den Punkt gefunden, an dem man Herrn Anton Sigl fassen mußte, wenn er gesprächig werden sollte. Also suchte er aus allen Winkeln und von allen Balken Manuskriptstöße hervor, schichtete sie auf dem Herde zuhauf, zog auch noch ein Fragment aus dem Ofenloch und begann zu reden, blätterte in den Papieren, wies hier und da auf eine Stelle, deklamierte, donnergrollte und geriet in eine gefährlich fuchtelnde Begeisterung.

Erst sah sie ihn aus lustigen münchnerischen Augen an, dann schaute sie voll Teilnahme über seine Hand hinweg in die Manuskripte, und schließlich war sie ganz ernsthaft geworden und hörte aufmerksam zu, mit geneigtem Kopf und sehr still,

fand sich viel Verständnis bei dem Publikum, und nur Spitzweg, der stets über einen ordentlichen Geldbeutel verfügte, brachte es fertig, leise zu lächeln.

Danach lief der Toni aufgeregt davon, um seinen Tisch aus dem Leihhause zu holen; denn wo sollte er sonst sein Schreibwerk vollführen?

Sie schauten hinter ihm drein. „Die Ampfinger kenn' ich vom Sehen," sagte Schleich nachdenkend, „ein appetitliches Wesen hat sie schon. Ich glaub', der Vater war Brauer, eh' er sich zur Ruhe gesetzt hat. Nun — man wird sehen. Mir scheint: dieser Gigl ist ein Idealist."

„Und was für einer!" nickte Spitzweg; er dachte an den Gang ins Isartal.

Der Poet Anton Sigl dachte sich in eine rechtschaffene Verliebtheit hinein, noch bevor der Samstag überhaupt herangekommen war. Natürlich glaubte er, das merke niemand; und weil er doch die noble Marie Ampfinger irgend jemandem zeigen mußte — schon damit man sah, was er für vornehme Bekanntschaften hatte — fing er es furchtbar schlau an und lud Spitzweg auf Samstag vormittag zu sich auf den windschiefen Parnaß.

Der kam auch, las das bewußte Gedicht, fand es etwas zu tragödienhaft, aber sonst sehr schön geschrieben — und wartete geduldig. „Sie!" sagte er und schaute auf die Uhr, „die muß freilich eine ganz Noble sein, daß sie nun schon eine Stunde zu spät kommt."

„Man lernt dabei auf angenehme Weise warten," behauptete Sigl, bereits blind und unverbesserlich verliebt.

Endlich aber kam sie doch. Stelzend wie ein Marabu ging der Poet ihr entgegen, und diesmal

gelang es ihm mit sanfter Gewalt, den geliehenen Stuhl zur Geltung zu bringen. Da saß sie nun, frisch, bauschröckig und immer neugierig wie eine Maus — und jetzt bemerkte sie auch den kleinen Maler, der neben dem Fenster an der Wand lehnte.

Er war sonderbar blaß geworden und sah aus tiefen blauen Augen zu ihr herüber.

„Das ist mein Freund Spitzweg, ein Maler!" sagte Sigl. Sie nickte dem am Fenster zu und warf wohl auch einen Blick auf den feinen Menschen — aber dann wandte sie sich sogleich wieder zu dem Poeten, der sehr beseligt in ihrer Gegenwart herumplätscherte.

Nach einer Weile jedoch kam Spitzweg heran, schaute ihr prüfend in die Augen, schüttelte den Kopf — und verschwand mit einer stummen Verbeugung. Sie hörten ihn draußen langsam die Treppe hinunterknarren und sahen sich verdutzt an.

„Was wäre denn jetzt das?" fragte der Toni ganz erschrocken.

Fräulein Marie Ampfinger schürzte die Lippen und sagte kühl: „Ein höchst außergewöhnliches Benehmen ..." Aber dann brach ihre gute münchnerische Neugier durch und sie tippte sich vor die Stirn. „Er spinnt wohl?"

Sigl schüttelte den Kopf. „Nicht, daß ich wüßte; wenigstens hab' ich noch nie etwas davon gemerkt. Immerhin — wenn er Ihretwegen spinnt, find' ich es begreiflich ..."

„Oh Sie!" sagte die schon wieder vergnügte Marie. Und damit war für sie diese seltsame Geschichte einstweilen abgetan. —

Spitzweg aber ging völlig abwesend und taub wie eine hohle Nuß durch die lebendigen Gassen nach Hause, setzte sich ans Fenster und starrte über die Dächer.

Das war ja —

Unglaublich. Mit der, die jetzt oben bei dem Poeten Anton Sigl saß, war er doch in einer schwermütigen Herbstnacht an der Isar gegangen, oben bei Tölz ... Der glutige Mondschein hatte auf dem Flußnebel gelegen, und Spitzweg hatte zum erstenmal in seinem Leben eine gefunden gehabt, die in seine schüchterne Einödseele hineinschauen durfte. Und dann hatte sie geredet, hatte ein heimliches Königreich zerstört und war in der Nebelnacht verschwunden.

Im November war das gewesen — und nun blühte doch der Frühling und Spitzweg hatte geglaubt, daß er sein dummes, weltfremdes Herz über die große Enttäuschung hinausgedrängt habe.

Aber da — als sie ihm wieder begegnete ... Nein.

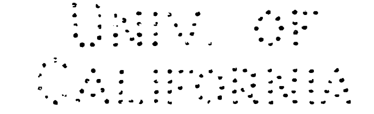
Die dort oben hieß Marie Ampfinger und war die Tochter eines reichen Bürgers. Heiliger Gott — aber eine solche Ähnlichkeit — — — der Maler sah auf seine Hände und schüttelte leise den Kopf. Wenn der Gigl gewußt hätte, was für ein rührseliges Theaterstück man aus diesem einzigen leisen Kopfschütteln machen konnte ...

An diesem Tage kam Spitzweg nicht zum Scheidel an den lustigen Tisch. „Was ist mit dem Schneider?" fragte Herr Deutelmoser; aber niemand wußte eine Antwort. Da nahm der Donisl seinen hohen Hut und ging ganz verwundert hinauf nach des Malers Wohnung.

Er fand Spitzweg, wie er am Fenster saß und seine Hände betrachtete. Als Deutelmoser eintrat, wachte der Träumende auf und sah ihm entgegen mit einem Blick, der sich mühsam aus Ewigkeitsgeheimnissen zurückfand.

„No Du!" sagte der Donisl nachsichtig, erkannte die Situation und wurde sogleich zu einem heiligen Franziskus. „Dich scheints wieder schön derwischt zu haben ... hiah!"

Der Maler sah ihn an. „Ich hab' ja die Lechner Clara gesehen."




„Die Clara Lechner?"

„Nein."

„Der spinnt!" sagte Franziskus milde und grub die Hände in die Taschen. Das war nun schon das zweite Mal, daß er heute so schien.

„Geh nur hinaus," bat der aufgewühlte Maler mit überirdischer Geduld, „heut' abend ist es wieder gut, und ich komm' einen Sprung hinüber — gelt?"

Deutelmoser nickte und ging.

Und Spitzweg versank wieder in tiefes Nachdenken über die spukhafte Ähnlichkeit, die Marie Ampfinger mit der stillgehegten Clara Lechner hatte. Völlig hellseherisch suchte er den seltsamen Wegen der Schöpfung und des Schicksals nachzugehen, fing sich in unlösbaren Rätselfragen und bekam einen Schauer vor alledem, was den Menschen für immer verschlossen bleibt. Warum nur?

Warum nur?

Wer aber am Abend nicht zu Deutelmoser hinüberging, war der Maler Carl Spitzweg. Der kletterte zwar seine Stiegen um das Dunkelwerden hinunter, aber er lief nach dem Englischen Garten und tauchte in der besinnlichen Dämme-

rung unter, die gelind und fraglos zwischen den hohen Bäumen stand; da wollte er sich Trost für die unversehens aufgeschreckte Wunde holen. Aber gerade der stille Park war das gefährlichste für derlei Stimmungen; denn da saß auf jeder Bank ein schweigendes, verliebtes Paar, so daß Spitzweg förmlich Spießruten lief und deutlich merkte, wie allerlei unfreundliche Wünsche der Aufgeschenchten sich durch die dicke Finsternis in ihn hineinbohrten.

Und als der Maler endlich an den Kleinhesseloher See kam, in dem der Mond schwamm, fühlte er sich grenzenlos verlassen und todunglücklich. Jeder, der ihm begegnet war auf seinem Gange, hatte ein liebes Mädel gehabt — nur der kleine Spitzweg mußte einsam durch diese schwüle Nacht laufen und durfte zuschauen, wie die anderen glücklich waren.

Ja, zuschauen — sehen — — wozu war er auch sonst ein Maler geworden? —

Am anderen Tage war er schon wieder ruhig, wenigstens äußerlich; denn ganz tief innen brannte immer noch die seltsame Frage: wie es möglich sei, daß zwei Frauenzimmer einander dermaßen ähnlich sahen. Und eine heimliche Unruhe nach der schwarzen Marie Ampfinger war über ihn ge-

kommen. Aber das merkte niemand, weil er sich bereits wieder in das Schneckenhaus seiner Einödseele zurückgezogen hatte, ruhig dasaß und nur bisweilen ein paar lächerlich schüchterne Fühlhörner ausstreckte.

Auch der Donisl hatte schon wieder auf den absonderlichen Zustand vergessen, in dem er den Freund angetroffen; und außerdem war er wieder einmal sehr mit sich selber beschäftigt.

Da wohnte nämlich in einem kleinen Hause an der Baierstraße, dort, wo sich die grünen Wiesen in offener Gefälligkeit weit ausbreiteten, ein weibliches Individuum, das des Herrn Provisor Deutelmoser Interesse höchlich erregt hatte; das einzige, was er wußte, war: daß sie ungemein blond war, so blond wie die alten Germanenfrauen, die neuerdings in der Malerei so Mode wurden. Und heute hatte dieses Geschöpf Natron bicarbonicum bei ihm gekauft — ausgerechnet und deutlich bei ihm, denn sie hatte so lange gewartet, bis er sich ihr widmen konnte. Natürlich verschwendete der Donisl seinen schmelzendsten Blick und war wieder einmal enorm glücklich.

Dieses aufregende Erlebnis ging ihm durch den Kopf; denn erstens gedachte er heute abend nachzuschauen, ob auf besagten Wiesen an der Baier-

straße die Löwenzähne schon silberne Lichter aufgesteckt hatten, und zweitens hatte er sich mit seiner ewiggeliebten Philine verabredet — auch für heut abend.

Es war ein kitzlicher Fall — »in der Tat« würde Sigl sagen. Deshalb war Deutelmoser auch völlig nachdenklich.

Endlich aber hatte er einen höchst naheliegenden Ausweg gefunden. Als es von den Frauentürmen herüber acht Uhr schlug und schon ein helles Abendrot am Himmel brannte, saß der Donisl in seinem moosgrünsten Frack vor seinem Tisch und überlegte einen Brief, mit dem er die Philomena zu beglücken gedachte. „Ich bin krank," schrieb er ihr, „ein Gliederreißen hab' ich und ein Kopfweh — Dir tät' ich so eins nicht wünschen. Es wird nichts mit heute, sondern ich muß ins Bett gehen. In ewiger Liebe ..."

„Hähä!" sagte Herr Franziskus Dionysius Deutelmoser und faltete das Papier mit großer Genugtuung zusammen, „da müßte man ja ein völliger Kindskopf sein, wenn man sich in einer solchenen Lage nicht helfen könnt'!"

Und dann rief er einen Buben herauf, gab ihm den Brief und schickte ihn zu Fräulein Philomena Sigl ins Tal.

Ein wenig wartete der Donisl noch, bis es angenehm dunkel geworden war, langte Hut und Stock hervor und tänzelte unternehmungslustig die Treppe hinab. Unten in dem finstern Hausflur flämmerte ein betrüblicher Öllämpchen. Der Donisl kramte die Schlüssel aus der Tasche und sperrte die Haustür auf — —

Gerade stand Philine vor dieser Tür und hatte die Hand am Klingelgriff...

„Oh —!" sagte Deutelmoser.

Und „Oh!!" sagte auch die ewige Liebe, nur bedeutend gedehnter.

Der Donisl wollte unvermerkt die Tür wieder zufallen lassen, aber Philine stellte sich auf die Schwelle. Er ging einen Schritt zurück — sie ging einen Schritt vor. Und noch einen...

Da überflog ihn ein ganz sonnenaufgangsmäßiges Lächeln und er lüpfte den steifen Hut. „Nein, wie mich aber das gfreut! Daß Du mich nur auch einmal besuchen kommst. Die Überraschung!"

Aber sie stand groß und gefährlich mitten in dem dämmrigen Flur und stemmte die Arme auf die Hüften. Sprach: „Du Haderlump! Du miserabliger! Also so schaut einer aus, der Gliederreißen und Kopfweh hat und ins Bett gehen muß!"

„Liebe Philine ..." sagte er und bereitete eine Erklärung vor.

„Lieber Dionys!" sagte sie und rückte immer bedrohlicher auf ihn zu, bis er hinten an der Treppe angelangt war.

„Da müßte man kein Apotheker sein, wenn man so ein Kopfweh nicht gleich wegkurieren könnt'! Gerade wollt ich zu Dir hinunterkommen und Dich noch abholen."

„Da müßte man ja keine Mannsleut kennen, wenn man so dumm wär' und solche Sprüch' glauben tät'." In ihren braunen Augen stand ein ganz gefährliches Wetter. Aber dann sank sie plötzlich auf die unterste Treppenstufe und fing ein gottsjämmerliches Schluchzen an. „O Du, Du bist mir ein Sauberer — aber schon — — Also betrügen tust Du mich!"

„Gott sei Dank!" dachte der Donisl voll Erleichterung, „das Gewitter löst sich in Regen auf. Jessas — das wenn eingeschlagen hätt' ...!" Er sah auf die sehr verunglückte Philine herab und wurde sanft gerührt; eigentlich war es ja eine Gemeinheit gewesen, daß er dieses treue Geschöpf hatte betrügen wollen — und schließlich war ja auch nichts dabei, denn im Grunde genommen war doch nur sie seine ewige Liebe, schon seit einem

Vierteljahr. Immerhin: es gehörte schon eine besondere Schlechtigkeit dazu, so ein armes Hascherl zu hintergehen ... ja, ganz gewiß war er ein schlechter Kerl, und nun saß sie da auf der Stufe und weinte; dem Donisl wurde es weich im Gemüt, und er bereute seine unbegangene Sünde. Fand also nichts besseres zu tun, als sich ebenfalls auf die Treppenstufe zu setzen, sein Schnupftuch vor die Augen zu drücken und mitzuweinen, teils zur Gesellschaft, teils zum Zeichen seiner Reue.

Nach einer Weile ging droben im Haus eine Korridortür, und Schritte kamen die Holztreppe herunter. Einträchtig standen die beiden Wehmütigen auf, sahen sich mit einem langen Blicke an, aus dem wohltuende Verzeihung herausleuchtete wie die Sonne aus abziehenden Unwetterwolken, und traten hinaus auf die halbdunkle Straße.

„No also ...“ sagte Deutelmoser.

„No ja ...“ sagte Philine, noch ganz durcheinander geworfen.

Und dann gingen sie in den Spaten und tranken ein Bier — zärtlich aus einem Krug und stumm versöhnt.

Aber wenn der Donisl gedacht hatte, damit sei die peinliche Geschichte abgetan, so irrte er sich sehr. Denn seine Unvorsichtigkeit hatte nun einmal das

Mißtrauen der ewigen Liebe geweckt, und es kamen ganz bedeutende Folgen hinterdrein.

Die umsichtige Philine benützte nämlich den günstigen Augenblick, in dem Deutelmoser zur Nachgiebigkeit sozusagen verpflichtet war, um von ihm einen Schlüssel zu seiner Wohnung zu erpressen; das erschien dem Donisl nicht weiter bedeutsam, und er ging darauf ein. Am anderen Morgen aber dämmerte ihm die Erkenntnis, daß er sich nun einen strengen Aufpasser angeschafft habe.

Und das verursachte ihm schwere Gedanken. Er sprach darüber, als er einmal mit Spitzweg und Gigl nach Schleißheim hinauswanderte.

Spitzweg lächelte nur und schwieg.

Aber der ehrliche Toni sagte: „Sie sind ein völliger Esel, lieber Herr Deutelmoser; und ich tät' mich gar nicht wundern, wenn ich eines Tages als Ihr Schwager aufwachte. Die Philine hat schon mich, ihren Bruder, gehörig unterm Pantoffel — oh Gott, wie wird das erst mit ihrem Manne sein? Aber schwören Sie mir, daß Sie nicht mich verantwortlich machen wollen!"

Da sagte Spitzweg: „Ein absonderlicher Bruder sind Sie schon, Gigl! Von einer rührenden Fürsorge um die Zukunft Ihrer Schwester!"

„Wiesodenn?“ fragte der idealische Toni ganz erstaunt und fiel aus allen Wolken. „Hab' ich etwas gesagt?“

Die anderen lachten. Und dem leichtsinnigen Deutelmoser kam eine Ahnung, daß eine ewige Liebe nicht immer nur poetisch sei, wie er bisher geglaubt hatte. Also seufzte er ein wenig — und verließ sich auf sein Glück bei den Frauen; denn er war berühmt dafür, daß es ihm immer gelang, sie mit guter Manier wieder loszuwerden.

Der Poet Anton Sigl erregte heute Aufsehen bei den Freunden, weil er völlig verändert und geradezu wohlsituiert ausschaute. Er trug nicht mehr seinen ehemals grünen Rock mit den abgeschabt glänzenden Ärmeln, und auch nicht mehr die großen, rindsledernen Schaftstiefel, sondern er wandelte durch die sommerliche Allee mit einem ganz neuen braunen Frack und eleganten Zugstiefeln, deren Absätze fast gerade genannt werden konnten.

„Das Dichten scheint einträglicher zu werden mit der Zeit,“ sagte Spitzweg und betrachtete sich diese ungewohnte Pracht. „Was kriegen Sie denn jetzt für das Pfund Trauerspiel?“

Sigl mußte lachen. „Für die Kunst kriegt man niemals was; die am meisten verdienen,

haben am wenigsten mit der Kunst zu tun. Aber wenn einer so Gstanzln macht — etwa zur Silberhochzeit ..."

„Aha!" Dem Donisl ging ein Licht auf.

„Ja. Also: das Fräulein von Ampfinger ..."

„Einfach: Ampfinger!" verbesserte Deutelmoser.

„Das Fräulein v o n Ampfinger —" sagte Sigl, erbittert über diese Korrektur seiner Ideale, „hat gefunden, daß keiner so schön schreiben kann wie ich. Und deshalb hat sie sich bei mir ein besonders feines Büchl bestellt: ein Gebetbuch, so für alle Tage, auf Pergament geschrieben, mit goldenen Verzierungen. Muß die ein Geld haben!"

Die anderen staunten.

„Ja, und Heiligenbilder sollen hineingemalt werden — wenn ich nur gleich — — Himmel! Spitzweg! Mensch! Das wär' etwas für Sie zu tun!"

Spitzweg wiegte den Kopf und rückte überlegend an der silbernen Brille; Lust hatte er schon gar keine, solche Langweiligkeiten zu machen; aber vielleicht kam er dadurch mit Marie Ampfinger näher zusammen — und es war ihm, als müßt er das versuchen.

Also sprach er: „No ja ... man kann darüber

einmal reden mit ihr; denn dabei hat ja auch sie ein Wort zu sagen."

„Oh —" entzückte sich Sigl urplötzlich, „natürlich! Gleich morgen will ich eine Visite machen bei ihr und ihr den neuen Plan unterbreiten."

»Visite« sagte er und »unterbreiten«. Das war ein Zeichen für den Grad seiner Ehrfurcht; und weil der Maler weder Ja noch Nein sagte, nahm Sigl an, daß es ihm recht sei.

Der Poet machte sich am anderen Tage besonders schön, ging quer durch den Englischen Garten, steckte sich ein Gänseblümchen ins Knopfloch und besuchte seine Gönnerin Marie Ampfinger.

Der Diener, der ihn einließ, machte ein unverschämt hochmütiges und eiskaltes Gesicht — genau so wie neulich, als der Toni zum erstenmale dagewesen war. Aber die weißhaarige, rundliche und gutgepflegte Frau Ampfinger empfing den Poeten mit großem Wohlwollen; denn die Frauen haben stets eine nachsichtige Zuneigung für Leute, von denen sie angedichtet worden sind — sei es auch nur auf Bestellung. Leider war die Marie nicht daheim. Dem Toni fiel ein ganzes Vermögen aus Luftschlössern in Trümmer, als er das hörte; was wollte er nun eigentlich hier? Sogleich verließ ihn seine gespannte Freundlichkeit; er tat, als ob er noch eine unendliche Reihe von Besuchen abzumachen habe, sagte nur, daß er das

gnädige Fräulein durchaus sprechen müsse und entfernte sich wie einer, an dem das große Los um eine Nummer vorbeigerutscht ist.

Draußen im Englischen Garten verfiel er in eine ungeheure Schwermut, ärgerte sich über die große Sommerstille und ärgerte sich auch, als dicht neben ihm ein Fink sich erfrechte zu schlagen. Er ärgerte sich, daß die Sonne so aufdringlich herunterbrannte, und ärgerte sich, als ein milder Wolkenschatten über die Wiese zog. Anton Sigl war erfüllt von den unangenehmen Resten einer getäuschten Hoffnung.

Und außerdem merkte er auch diesmal wieder, daß ihm ein Besuch bei so vornehmen Leuten nicht recht bekam. Es war immer etwas wie Niedergeschlagenheit in ihm, wenn er hernach auf die Straße trat und nachdenklich an sich heruntersah; so ein unbestimmtes Gefühl, daß es höchst gefährlich sei, mit derartigen Leuten näher bekannt zu werden. Zum Beispiel: was würde die gute alte Frau Ampfinger wohl sagen, wenn sie des Herrn Sigl seltsame Dichterkammer erblickte? Wenn sie gar Einrichtungen wie das Illusionsthermometer kennen lernte? Der Toni ahnte, daß er niemals von derartigen Dingen reden dürfe — wegen der Stillzufriedenheit seiner Seele.

Ja — das war es! Man paßte nicht zu solchen Menschen, die mit einem goldenen Löffel im Munde auf die Welt kamen. Eigentlich war das eine traurige Erkenntnis — denn Sigl hatte immer gedacht, er passe ganz gut zu der feschen Marie... Natürlich: nur so für eine Unterhaltung. Denn sonst — es war zum Lachen.

Nein, zum Weinen war es!

Der Poet Anton Sigl kam tief grüblerisch, wehmütig und in zweifelvoller Stimmung nach Hause. Aber kaum atmete er wieder die etwas muffige Asketenluft seiner vertrauten Kammer, als ihm sein philosophisches Gleichgewicht zurückkehrte; er rezitierte sogleich sämtliche Dichterstellen, in denen das Lob der Armut gesungen wurde, und brachte es in weniger als einer Stunde so weit, daß er sich als der beneidenswerteste aller Menschen erschien. Denn nur er hatte noch Ideale, einesteils nämlich die Dichtkunst, und anderenteils die sehr lebendige, verführerische und unerhört hübsche Marie Ampfinger... pst!

„Hehe!“ sagte Herr Anton Sigl und kam sich vor wie ein König. „Was ich so ganz innerlich und in meiner Phantasie lebe, geht schon gar niemanden etwas an!“

Und er nahm ein Stück Kreide und schrieb in gewaltigen Buchstaben außen an seine Tür:

HIC HABITAT FELICITAS!

Hier wohnt das Glück! Der Poet malte einen weltumspannenden Schnörkel unter diese bescheidenen Worte, ging in seine Kammer und begann — ganz wider seine Gewohnheit — ein Sonett mit der Überschrift »Hic habitat felicitas« zu dichten; denn er war ungemein vergnügt darüber, daß ihm nicht einmal der hochnasige Ampfingersche Lakai die Überzeugung hatte rauben können: es komme nur auf den inwendigen Menschen an, wie glücklich oder unglücklich einer sein wolle.

Zwei Tage später traf Spitzweg mit Marie Ampfinger in der Haustür des Poeten zusammen; beide wollten sie hinauf zu Gigl — die kleine Ampfinger, weil sie gern gewußt hätte, warum der Toni neulich zu ihr gekommen war, und Spitzweg, weil er gehofft hatte, droben die seltsam ähnliche Marie zu finden.

Also kletterten sie selbander die steilen Treppen hinauf. Heute war der Maler nicht mehr so verstummt vor dem zierlichen, schwarzringellockigen Mädchen und hatte sich lange vorbereitet auf eine Unterhaltung mit ihr; deshalb kehrte er seine an-

Ja — das war es! Man paßte nicht zu solchen Menschen, die mit einem goldenen Löffel im Munde auf die Welt kamen. Eigentlich war das eine traurige Erkenntnis — denn Sigl hatte immer gedacht, er passe ganz gut zu der feschen Marie... Natürlich: nur so für eine Unterhaltung. Denn sonst — es war zum Lachen.

Nein, zum Weinen war es!

Der Poet Anton Sigl kam tief grüblerisch, wehmütig und in zweifelvoller Stimmung nach Hause. Aber kaum atmete er wieder die etwas muffige Asketenluft seiner vertrauten Kammer, als ihm sein philosophisches Gleichgewicht zurückkehrte; er rezitierte sogleich sämtliche Dichterstellen, in denen das Lob der Armut gesungen wurde, und brachte es in weniger als einer Stunde so weit, daß er sich als der beneidenswerteste aller Menschen erschien. Denn nur er hatte noch Ideale, einesteils nämlich die Dichtkunst, und anderenteils die sehr lebendige, verführerische und unerhört hübsche Marie Ampfinger... pst!

„Hehe!" sagte Herr Anton Sigl und kam sich vor wie ein König. „Was ich so ganz innerlich und in meiner Phantasie lebe, geht schon gar niemanden etwas an!"

Und er nahm ein Stück Kreide und schrieb in gewaltigen Buchstaben außen an seine Tür:

HIC HABITAT FELICITAS!

Hier wohnt das Glück! Der Poet malte einen weltumspannenden Schnörkel unter diese bescheidenen Worte, ging in seine Kammer und begann — ganz wider seine Gewohnheit — ein Sonett mit der Überschrift »Hic habitat felicitas« zu dichten; denn er war ungemein vergnügt darüber, daß ihm nicht einmal der hochnasige Ampfingersche Lakai die Überzeugung hatte rauben können: es komme nur auf den inwendigen Menschen an, wie glücklich oder unglücklich einer sein wolle.

Zwei Tage später traf Spitzweg mit Marie Ampfinger in der Haustür des Poeten zusammen; beide wollten sie hinauf zu Sigl — die kleine Ampfinger, weil sie gern gewußt hätte, warum der Toni neulich zu ihr gekommen war, und Spitzweg, weil er gehofft hatte, droben die seltsam ähnliche Marie zu finden.

Also kletterten sie selbander die steilen Treppen hinauf. Heute war der Maler nicht mehr so verstummt vor dem zierlichen, schwarzringellockigen Mädchen und hatte sich lange vorbereitet auf eine Unterhaltung mit ihr; deshalb kehrte er seine an-

genehmste Plauderseite heraus und die Ampfinger hatte Mühe, ihn wiederzuerkennen.

Endlich waren sie oben.

„Ha!" sagte Anton Sigl, als sie eintraten, „welch unwahrscheinliches Zusammentreffen günstiger Zufälle! Auf der Bühne dürfte man sich so etwas nicht erlauben — nein ... Gerade Sie beide braucht' ich." Er nötigte das Fräulein auf den Stuhl, drängte Spitzweg auf fünf übereinander gelegte Folianten und blieb selber an den Herd gelehnt stehen. „Nämlich — was mein Freund Spitzweg schon weiß, und was ich Ihnen am Dienstag hab' sagen wollen: die Geschichte mit dem Gebetbüchl ..." Dann trug er den Fall vor. Die Marie hörte den Plan und war damit einverstanden, daß der Maler die Illustrationen machen sollte. Sie redeten noch eine Weile hin und her, und Spitzweg merkte, daß sie ihm etwas zu sagen hatte. Deshalb drückte er Sigl sanft an seinen Herd zurück, als der das Fräulein heimbegleiten wollte, und erklärte: er werde das selbst besorgen; sie war durchaus damit einverstanden, kugelte dem Toni einen völlig bezähmenden Blick hinüber und rauschte durch die Türe.

Unten auf der Gasse suchte sie ein wenig nach einem Anfang und sagte schließlich: „Das mit dem

Gebetbüchl, das werden Sie schon verstehen — lieber Himmel, mir tät' ein gedrucktes auch genügen. Aber es ist nur, weil der arme Mensch, der Sigl, so gar kein Geld hat ..."

Spitzweg nickte. „Ich weiß schon, das hab' ich mir auch gedacht. Und ich weiß auch, daß es Ihnen auf die paar Bildln darin gar nicht ankommt, und werd' mich damit nicht übereilen; am Ende liegt Ihnen gar nix daran, gelt?"

„Es war halt nur, damit er nicht merkt, daß man ihm ein Gut tun will; wenn Sie nicht mögen, ist es auch kein Schaden."

„Ja, ja," sagte der Maler, „er kann einem schon leid tun, der Herr Anton Sigl — — das heißt: wenn man ihn nicht kennt. Denn ich — ich glaub' nicht, daß ihm was abgeht an seinem Glück."

Sie machte ganz großerstaunte Augen. „Da droben in der jämmerlichen Kammer tät' ihm nichts fehlen? Einen einzigen Stuhl hat er, und der ist auch kaput ..."

Er lachte. „Beleidigen Sie den Stuhl nicht; er gehört nämlich mir! Und der Sigl hat ihn nur ausgeliehen, Ihretwegen."

Die Ampfinger wurde ganz verlegen über diese unfaßbare Armut und fühlte eine Art Schuld, daß sie sich ihre Eltern so gescheit herausgesucht hatte.

oder Marie Ampfinger; im Grunde war es ja einunddieselbe — der Donisl hätte gesagt: seine ewige Liebe.

Draußen am Ammersee war ein trunkener Sommer, ein überquellender Glanz, eine farben-selige Wärme.

Ganz weiß und silberflüssig, zitternd vor Sonne lag das weite Wasser zwischen den welligen Ufern, über deren Hänge sich die strahligen Buchenwälder herabgossen. Ein paar Segel standen in der Mittagsstille vor den fernen Bergen.

Von Grafrath hatten sich die beiden Maler die träge Amper heraufrudern lassen bis nach Stegen, wo sich der Fluß aus dem See löst. Zwischen hohen Schilfmauern hindurch war die schweig-same, gewundene Fahrt gegangen, und aus dem Schilfe flatterte ungewohntes Getier in seltener Mischung: Fasanen, Birkhühner, Rohrdommeln ... Ein merkwürdiges Land.

Schleich hatte schon wieder einmal seine Ebenen-Augen, als sie in Stegen ankamen. Er beschaute sich den wundervoll offenen See gerade aus Höflichkeit und wandte sich sogleich zurück nach dem flachen Schilfmoor, durch das sie gerudert waren; da hatte er ja seine geliebte, lichtreiche, malerische Ebene. Und sogleich gliederte er eine

kleine Staffelei auseinander und fing an zu arbeiten.

Der besinnliche Spitzweg schwieg dazu und tat sich nach einem Motiv um. Da lief die lange Landungsbrücke in den Silbersee hinaus, und ein paar Lastkähne knarrten leise gegen die Eichenbohlen. Das gefiel ihm und er langte sein Skizzenbuch heraus; nur zeichnen wollte er, denn die strahlende Natur mit Farbe festzuhalten, mitten drin in dem unglaublichen Glanz — das getraute sich Spitzweg nicht. Sondern seine kleinen Studien und Skizzen nahm er stets mit heim und baute sich in seinem kahlen Stübchen eine zweite Natur auf, gerade so, wie es ihm gefiel; dann malte er auch — denn dann konnte er seine Arbeit nicht mit der Natur vergleichen und brauchte sich nicht zu ärgern noch zu schämen, daß die jämmerlichen Ölfarben immer vierhundertmal weniger leuchtend waren als die schöne Welt selber.

Als er mit der Zeichnung fertig war und es mählich Essenszeit wurde, ging er zu Schleich hinüber. Der hatte gerade einen unwahrscheinlich blauen Himmel grundiert und setzte ein paar scharfumrissene Bäume hinein.

Spitzweg stellte sich neben ihn und hätte gern geredet. „Du!"

wie er sie im Sommer verlassen hatte. Aber jetzt brannte ein Feuer im Herd, und Sigl saß am Tisch, sorgfältig frisiert und ohne Schlafrock.

„Welches Glück!“ sagte Sigl, als Spitzweg eintrat, „bei uns gibt es Dotschen zu Mittag —“

„Das riech' ich,“ meinte der Maler und schnupperte nach dem Kochtopf hinüber.

„Zweitens sieht man Sie einmal wieder —“

„Halten Sie das für ein Glück?“ brummte Spitzweg, „ich nicht. Denn wozu ist ein Mensch auf der Welt, wenn er nichts kann und nichts will?“

„Und drittens,“ fuhr Sigl unbeirrt fort, „bin ich vorgestern mit dem Gebetbüchl fertig geworden; das können jetzt Sie in die Arbeit nehmen.“

Der Maler überhörte das mit großem Eifer. „Was hat denn sie dazu gesagt?“

Der Poet wurde sehr selbstbewußt. „Oh — was ich mach', verstehen Sie ... Und außerdem tät' sie auch niemals etwas sagen, weil sie eine Dame ist, die weiß, was sich gehört. Eine Dame, sag' ich Ihnen — neulich war ich bei ihr zum Tee geladen. Zum — Tee — geladen — — verstehen Sie das. Also, es war überwältigend. Grad so haben sie mich behandelt, als wenn ich ihresgleichen wär' —

ist das nicht ein kolossales Feingefühl?" Herr Anton Sigl geriet in Wärme und hüpfte von seinem Sitz auf. „Ich kann Ihnen sagen: wenn wir nicht alle Gäste aus dem Jenseits wären, wir Künstler, wenn wir nicht alle ewige Hochzeiter wären, die auf ein besseres Morgen warten — dann tät' ich mich in die reizende Marie verlieben. Aber so geht das leider nicht, denn niemand kann zween Herren dienen." Und dann brüllte er plötzlich: „Lachen Sie nicht so infam!!"

„No —" sagte Spitzweg ganz erstaunt, „Sie scheinen sich da ein sonderbar lackiertes Weltbild zusammengemalt zu haben. Warum sollte denn so etwas nicht gehen? Ich meine nicht gerade nur Ihren Fall. Zum Beispiel: Goethe ..."

„Als ob Goethe so mir nichts dir nichts unter die Künstler zu rechnen sei! Nein — Goethe ist ein so phänomenaler Eigenmensch gewesen, daß er schon beinahe kein Mensch mehr war. Ich möchte bloß wissen, warum immer Goethe zum Vergleich herangeholt wird! Der konnte alles! Aber wir, wir trübseligen Söhne?"

Spitzweg hockte auf seinem Bücherstoß wie ein aufmerksamer Rabe und betrachtete durch seine große Brille den aufgeregten Anton, der vor ihm herumlief und mit den langen Armen fuchtelte —

und kamen an die ewiglange Straße, die nach Nymphenburg hinausführt; denn Sigl wollte durchaus nach Nymphenburg und den Herbst genießen. Er rannte mit solcher Eile durch die Wiesen und Felder, die gleich hinter dem Luitpoldplatz anfingen, daß Spitzweg große Mühe hatte, mit seinen kurzen Beinen neben ihm zu bleiben, und also zu schimpfen anfing.

„So schnell vergeht der poetische Herbst nicht, daß wir dermaßen ausschreiten müssen; und überhaupt hätt' ich nach dem Essen eine Ruh gebraucht —"

„Es ist nur, daß man nicht friert bei der frischen Luft!" besänftigte Sigl.

„Friert! Die Sonne scheint ja ganz heiß!" keuchte der Maler und zappelte nebenher. Er mußte sich vor lauter Wärme den Mantel ausziehen, aber der Poet ging darum nicht weniger langsam, sondern rannte unbarmherzig weiter.

Und gerade, als die beiden in Nymphenburg ankamen und bei dem stillen Kanal um die Ecke biegen wollten, um nach dem Schlosse zu gehen, überholte sie eine Kutsche.

Die Kutsche hielt — und heraus sprang Fräulein Marie Ampfinger.

Spitzweg schoß einen Blick zu Sigl hinüber, aber der stand ganz verklärt da und hielt den Hut in der Hand. „Idealist!“ sagte der Maler in einem besonderen Ton. „Also deshalb die ganze Anstrengung!“

Aber Herr Anton Sigl antwortete nicht; sondern er ging auf den Wagen zu und half den Eltern Ampfinger beim Aussteigen.

Das war nun also Vater Ampfinger. Er war dick, rot, gutmütig und sehr wohlsituiert. „Das trifft sich ja ausgezeichnet!“ sagte er ahnungslos und erfreut, „ja grüß Gott, Herr Sigl — und der Herr ...“

„Spitzweg.“

„Spitzweg! Sind Sie am End gar der Sohn von dem Magistratsrat, wo ich kennt hab'? Ja? Das ist gut ...“ Und damit war die intime Bekanntschaft geschlossen. Der Maler hatte die zu schätzende Ehre, im Weiterschreiten von Herrn Ampfinger sehr genau nach seinen Lebensumständen ausgefragt zu werden und durfte zuschauen, wie der heillose Sigl mit der Marie davonplätscherte.

Aber vorn, wo die große Allee in das weitgespannte Schloßrondell mündet, blieb Vater Ampfinger stehen und verlangte, nach der an-

strengenden Reise einen Kaffee zu trinken; also kriegte er seine Ehehälfte am Arm, bestimmte, daß das junge Volk in den Park hineinlaufen dürfe und verschwand selbander in der Schloßwirtschaft.

Nun ging die rüschige Marie zwischen dem langen Gigl und dem kleinen Spitzweg auf das Schloß zu.

Eine verschwenderische, sorglose Zeit hat diesen Riesenkranz von flachen weißen Rokokobauten um das weite Rondell gelegt. Nur in der Mitte schwillt der niedere Ring zu einem hellen Fürstenschloß empor, vor dem jetzt die rauschende Säule des Springbrunnens in die blaugoldene Herbstluft wuchs. An dem Brunnen vorüber schritten die drei nach dem schnörkelzierigen hohen Bau, gingen durch die Torfahrt und traten in den stillen Park von Nymphenburg. Der biedere Skell, der vor dreißig Jahren dieses klare Rokokowunder nach englischem Geschmacke hatte verderben müssen, war ein Künstler gewesen und bewahrte mit Liebe, was sich irgend retten ließ.

Und so schien die Sonne noch heute auf die unabsehbare Geradheit dieses Gartenwerkes, das in breiter Fläche an der Rückwand des Schlosses begann und eine stahlblaue Reihe viereckiger Teiche aneinander fügte, bis fern, ganz fern im Hinter-

grunde ein spiegelnder Wasserschleier über Marmorkaskaden herabstieg. Und in wohltemperierter Ausgerichtetheit standen die weißen Götterbilder längs diesen Teichen, beschauten sich in dem schweigenden Wasser und hatten ein melancholisches Gesicht, weil die schöne, graziöse Zeit der künstlich verschnittenen Hecken und Bäume, der buntlampigen Gartenfeste und der hohen weißen Perücken vorbei war.

Um diese frühe Nachmittagsstunde zertrat noch kein Mensch die sanfte Stille dieser Welt. Die hohen Bäume zu beiden Seiten der weitoffenen Anlage warfen ihre Schatten über den Weg, und auf dem sonnigen Wasser lagen die Schwäne, halb schläfrig und unbeschreiblich vornehm.

„Der Park steht Ihnen gut!" sagte Spitzweg zu Marie, „und Sie passen da herein."

Sigl nickte. „Nur müßten Sie einen noch viel riesenrunderen Reifrock aus goldgelber Seide haben und einen Windhund und eine hochaufgetürmte Puderfrisur."

Der Maler war damit nicht einverstanden. „Eine Frau, wenn sie nur überhaupt schön ist, paßt überall hin. Aber freilich wir zwei, wir sind sozusagen Maulschellen in das Gesicht dieser Natur."

Darüber mußte Marie nun lachen; es klang, wie wenn ein feiner silberner Wasserstrahl in eine dünngeschliffene Schale sinkt. Und sie sagte sehr philosophisch: „Trotzdem sind die Männer doch die einzigen, die etwas von der Welt haben. Denn sie sind das Publikum. Alles, was schön ist, braucht ein Publikum; denn ohne Zuschauer ist ein schönes Haus ein bloßer Steinhaufen. Wissen Sie: die Geschichte, daß die Schönheit sich selber genüge, ist ein ganz großer Unsinn. Was hat eine Frau von ihrem hübschen Gesicht, von ihrem schönen Kleid, wenns niemand sieht? Gar nichts! Und die Männer, weil sie alles am genauesten sehen, sind auch das einzige Publikum, das wert ist, daß sich unsereins anstrengt, hübsch zu sein. Und deshalb seid Ihr die einzigen, die die Welt recht genießen können. Hab' ich recht?"

„Ist sie nicht erstaunlich?" fragte der Poet ganz hingerissen, mitten in die blaue Luft hinein. „Ist sie nicht erstaunlich? Aber man muß es zugeben: sie hat recht. Nun, was mich anbetrifft, so bin ich gegenwärtig mit dem größten Vergnügen Publikum." Und dabei kugelte Herr Anton Sigl seine hellen Augen rund um die kleine Ampfinger herum wie zwei Sonnenscheiben.

Sie gingen weiter auf dem breiten Wege,

zwischen den herbstsonnigen Rasenbeeten und dunklen Bäumen, in deren Kronen noch das letzte glühgelbe Laub vor dem tiefen Himmelblau hing. Dann bogen sie nach links hinüber nach der Badenburg, dem zierlichen weißen Pavillon, in dem, wie Sigl sofort behauptete, nur eine schöne Rokokoherzogin wohnen konnte — aber schon eine ganz schöne. Über dem kleinen Wiesengrund, der dahinter wegläuft, sahen sie das ferne Alpengebirge im Schnee glänzen.

Spitzweg sagte: „Es ist rein lächerlich! Man denke, daß die genannte Rokokodame, mattgepudert und unerhört zivilisiert, hier zwischen Spitzengardinen hindurchlugt und die Gewaltberge dort hinten erblickt; sie würde die Alpen zweifellos als eine Aufmerksamkeit betrachten, die ihr der liebe Gott zum Lever hingebaut hat... Oh Mensch! Ho — übrigens — — was ist denn: wär' heut nicht der Leonharditag?"

„Ist!" nickte der Toni harmlos.

Der Maler starrte nach den Bergen. „Ein Jahr —" sagte er fassungslos, „ein Jahr schon — und immer noch nicht... Leonharditag!" Und dann wandte er sich zu der erstaunten Marie: „Ganz recht haben Sie: die Männer sind die einzigen, die etwas von der schönen Welt haben; denn

sie sind die Zuschauer. Jawohl, immer die Zuschauer; immer. Aber wissen Sie: stets nur zuschauen, das ist auch — no ja."

Die Ampfinger warf Sigl einen fragenden Blick zu; aber der wußte auch nicht, was er von dem seltsamen Ausspruch halten sollte.

Spitzweg fand sich schon wieder und hatte ein Lächeln voll Schmerz und Spott gegen sich selber. „Es war nur eine Erinnerung, ja. Und es hat nichts zu sagen — gar nichts. Da, sehen Sie, wie die schwarzen Schwäne durch den Spiegel rudern; eine sonderbare traurige Reihe; und mitten darin ein weißer. Gerade so scheint mir das Leben: eine Flucht von dunklen Tagen, und nur selten einmal ein heller Sonnenblick. Heute wäre so ein Sonnentag, ein ganz blaugoldener und weit offener, lustiger — bevor sich die Welt in den Sarg hineinlegt."

Die Ampfinger war unzufrieden. „Was Ihnen fehlt, möcht' ich wissen. »Eine Flucht von dunklen Tagen« — lieber Himmel, ich dächte, Sie brauchten sich nicht zu beklagen, gerade Sie! Ja, wenn der Sigl jammern wollte, weil er von heut auf morgen leben muß. Aber so ist es halt: je mehr einer hat, desto weniger zufrieden ist er. Da gefällt mir der fünfaktige Poet schon besser; der ist allweil aufgeräumt."

Sigl lachte sehr vergnügt. „Wo nichts aufzuräumen ist, da kann einer leicht aufgeräumt sein. Diese großartige Sentenz muß ich gelegentlich verwerten."

Aber Spitzweg seufzte, halb trübselig und halb komisch. Da hatte man es wieder: einer, der die Welt immer von ihrer wehmütigen Seite erwischte, paßte halt nicht ins Leben — an dem gingen die Menschen vorbei und mochten nichts zu tun haben mit ihm. Plötzlich ruckte er sich zusammen. „Sie sehen mich ganz verkehrt an, Fräulein Marie. Nur grad, wenn Sie dabei sind, werd' ich so melancholisch, weil — aber das tut nichts zur Sache. Sonst bin ich ein ziemlich passabler Mensch. Sie sollten sich einmal meine Bilder betrachten — ganz lustige sind dabei."

„Ja," sagte sie interessiert, „das wär' mir schon eine rechte Freud'!"

„Mir auch!" beugte der Poet vor.

Spitzweg nickte ergeben. Dann legte er die Hände auf dem Rücken zusammen und spazierte neben den beiden her, ohne viel zu reden. Denn er hatte das deutliche Gefühl: daß er heute nimmer weiter mit der näheren Bekanntschaft kommen würde. Er hörte zu und bekam einen heimlichen Neid auf Sigl; der konnte ganz unbefangen daherplauschen und merkte nicht einmal, wie ver-

liebt er war ... Der Maler aber wurde immer schweigsamer, je lauter sein Herz sprach; das war ja das ganze Unglück.

Er blieb ein wenig zurück — die beiden anderen merkten es gar nicht.

Da liefen sie nun und spielten mit Worten. Der Toni hatte seine langen Beine mit grauen Hosen überzogen und trug einen dunkelbraunen Rock; die kleine Marie fröstelte bereits unter ihrem schwarzen Schultertuch und leuchtete mit ihrem weinroten Kleid vor den dämmerblauen Schatten, die schon auf den Wiesen lagen. Nur weit vorn das helle Schloß stand noch in der Sonne und ließ seine Fenster herüberglühen.

Der Maler dachte, wie sonderbar es eigentlich sei, daß sich der Mensch in dergleichen sorgsam gepflegten Gärten immer viel einsamer und verlassener vorkommt als in einem schweigenden Wildwalde. Zumal, wenn vor ihm zwei gehen, die ihn ziemlich vergessen haben —

Kühl wurde es, kühl. Denn der Abend stand schon zwischen den Bäumen.

Diesmal war der Donisl von einem ganz besonderen Groll erfüllt und erklärte: es tät' ihm leid um die ewige Liebe, aber mit einem

solchen Drachen möchte er nichts, durchaus und reinweg nichts zu tun haben. Philine hatte ihn nämlich mit Hilfe ihres glücklich erlangten Hausschlüssels wieder einmal auf bedenklichen Abwegen ertappt und hatte dem Herrn Provisor eine gemütliche Kaffeestunde bös gestört. Wie eine Furie war sie zur Tür hereingestürzt, hatte die Kaffeekanne gepackt, sie mit großem Geschick an Deutelmosers Kopfe vorbei in Tizians »Himmlische und irdische Liebe« geworfen und war ebenso geschwind, wie sie gekommen, auch wieder von dannen gefahren. Sie hinterließ dabei: einen ruinierten Kupferstich, eine dito Porzellankanne, ein Gschpusi in Heulkrämpfen und einen sehr wütenden Apotheker.

Hatte also der Donisl jetzt vielleicht Grund, die Philomena für einen Drachen zu erklären? Mit unbändigen Gewitterwolken auf der Stirn erschien er am Stammtisch und erklärte Spitzweg: das wäre das Ende! Alles könne er entschuldigen; aber daß dieses Weib auch die alte Nymphenburger Kaffeekanne zerschmettert habe, die er von seiner seligen Frau Tant in Thalkirchen geerbt — das sei denn doch zu viel.

Und er schwur, das sei sein letztes Wort in dieser Angelegenheit.

Also lief der gutmütige Spitzweg, der sich trotz aller Freundschaft für Deutelmoser doch auf Philinens Seite stellen mußte, wieder einmal zu Sigl, um den Vermittler zu machen.

Aber der Poet hob, nach seiner Gewohnheit, die Schultern. Was denn er damit zu schaffen habe? Er wolle doch den Donisl nicht heiraten! Das sah der Maler ohne weiteres ein. „Ganz abgesehen von dem positiven Tatbestand jedoch," philosophierte der seelenruhige Toni weiter, „interessiert mich die Geschichte aus metaphysischen Gründen. Es scheint bei der Klasse Menschen, zu der wir gehören, ein Geist der Negativität umzugehen ... Wir Künstler kommen nie zu unserem idealen Ziel; dafür sind wir eben Künstler. Aber auch Deutelmoser scheint mir zum ewigen Hochzeiter verurteilt zu sein — wiewohl ich meine vortreffliche Schwester durchaus nicht als ideales Ziel bezeichnen möchte ..."

„So!" rief die Philomena und stieß ihre Kammertür auf, „also kein ideales Ziel bin ich? Was ist denn nachher das: ein ideales Ziel, Du Depp?"

„Oh Gott," sagte Sigl erschrocken und zog sich vorsichtig nach der Tür zurück, „hab' ich doch gar nicht gewußt, daß Du daheim bist, liebste Philine!

Aber rege Dich nicht auf — es war nur so eine unverbindliche Betrachtung; wenn Du anderer Ansicht sein solltest — ich lass' mit mir reden. Oder vielmehr — gegenwärtig allerdings hab' ich einen wichtigen Gang —" Es gelang ihm, seinen Zylinder zu erwischen. Und hinaus war der Poet Anton Sigl.

Mitten in der Dachstube stand Spitzweg und fühlte sich recht unbehaglich. Aber so war es immer: ihm blieb das Unangenehme, und die anderen drückten sich nach freundlicheren Gegenden. „Sie sehen," sagte er schüchtern, „daß ich mit den besten Absichten gekommen bin. Ich habe zu meinem Kummer erkennen müssen, daß unser Freund Deutelmoser ernstlich verstimmt ist über Ihr — eigenmächtiges Auftreten." In solchen Augenblicken pflegte er sein gemessenstes Hochdeutsch herauszusuchen. Und diesmal erzielte er damit eine außerordentliche Wirkung. Philine lehnte sich kampfbereit an ihre Tür, stemmte die runden Arme in die Seiten und nannte ihn herausfordernd einen geschwollenen Bazi, ein geschwollenen, der sich in anderer Leute Sachen hineinmische, die ihn nichts angingen. Und mit dem Donisl werde sie schon selber fertig, wenn er ihr einmal in den Weg liefe.

„Er läuft aber nicht!" versicherte Spitzweg sanft. „Er läuft ganz gewiß nicht; denn er hat einen Zorn und will seinen Schlüssel zurückhaben ..."

Philine empörte sich. „So? Auch noch den Schlüssel? Damit er tun kann, was er mag? Aber daraus wird nix!" Und dann richtete sie sich würdevoll zusammen wie eine Medea und sprach: „Mein Herr! Sagen Sie Ihrem Freunde Deutelmoser, daß ich noch heute zu ihm kommen werde, um mich mit ihm auszusöhnen. Ham Sie dieses verstanden?"

„Ja!" sagte Spitzweg. „Leben Sie wohl, schöne Philine!" Damit verschwand er. Hier konnte sich einer verdient machen, indem er den Donisl warnte; also ging der Maler nach der Hofapotheke hinauf — aber da fiel ihm ein, daß es am Ende doch nicht recht sei, den andern gegen das Mädel aufzuhetzen; und schließlich: ein Lump war er schon, der Herr Provisor; oder gehörte es sich vielleicht, immer eine mit der andern zu betrügen?

„Hm, hm!" brummte der Maler, schwenkte ab und wandelte stillvergnügt nach Hause. Denn es war doch ein überaus angenehmes Gefühl, daß man ruhig und mit gutem Gewissen auf seine vier Wände zusteuern konnte, ohne daß man von einer

Gardinenpredigt erwartet wurde. Teufel ja — das war es!

Als Franziskus Dionysius Deutelmoser an diesem Tage heimkam, ziemlich satt und zufrieden und in der angenehmen Aussicht auf einen Mittagsschlaf, saß Philomena Sigl auf seinem Kanapee, hielt den soeben gekitteten Kaffeetopf in der Hand und preßte ihn, damit die Trümmer nicht wieder auseinanderfielen.

Der Donisl erfaßte die Situation sogleich. Er nickte der ewigen Liebe zu, hing Hut und Stock an den Nagel neben der Tür und sagte: „Das ist gescheit, daß Du wieder gut machst, was Du angerichtet hast. Hm, hm — und Blumen hast Du auch hereingestellt? Und nach Kaffee riecht es da ... Ganz gemütlich. Ja. Siehgst — wie leicht hättest Du Dir jetzt das alles verscherzen können durch Deine Dummheit. Aber so sind halt die Weiber: ein Hui, ein Pfui. Ja. No — ich will's noch einmal gut sein lassen, gelt? Aber, daß mir das nicht noch einmal passiert!"

Philine sah ihn völlig verdutzt an. So hatte sie sich das Wiedersehen nicht gedacht. Aber durch seine Selbstverständlichkeit warf ihr der Donisl die ganze schöne Rede über den Haufen, die sie ihm hatte vor die Füße donnern wollen.

Also konnte sie nur fassungslos nicken und begann bereits, die ganze aufregende Geschichte zu vergessen. Gott sei Dank, daß sie so ein gutes Schaf ist — trotz alledem! dachte Deutelmoser erleichtert.

Dann setzte er sich neben sie, sagte besorgt: „Geh her, alte Bretterhütten! Aber laß mir die Scherben net aus!" und gab ihr einen Kuß.

Das war die Versöhnung.

Als sie aber Kaffee getrunken hatten, fand sich Philine doch wieder zurecht und erholte sich von der Überrumpelung. Freilich war es nun zu spät für eine Strafpredigt, und heimlich war sie beinahe froh darüber. Aber die Gelegenheit war zu günstig, und Deutelmoser war in einer sehr nachgiebigen Franziskusstimmung; also begann Philine einen entscheidenden Angriff.

„Schön is' heroben —" sagte sie mit tiefer Bewunderung.

„Hm."

„Kannst froh sein, daß Du diesmal noch so leicht davonkommen bist, Donisl. Noch einmal dürft' ich das nicht erleben."

„Ah nein! Ich werd' mich schon vorsehen —"

„So war's nicht gemeint! Überhaupt nicht mehr passieren darf mir so etwas, verstehst? Dafür muß gesorgt werden."

„Hm?“ Franziskus spürte: jetzt kam der große Schlag. Es war ihm so unsäglich ausgestürmt und friedfertig zumute, und er hatte eine solche Sehnsucht nach einem endlichen Mittagsschlaf, daß er sich nicht wehren mochte und schon nach dem Geldbeutel tastete — für einen Versöhnungshut.

Philine aber sprach: „Gar nie mehr vorkommen darf so etwas, gelt? Schon wegen der Leut! Also, ich hab' eine Idee. Ich zieh' daher, als Haushälterin.“

„Was?“ Deutelmoser raffte sich zu einer energischen Haltung auf.

„Du!!“ sagte sie, und hatte ein mögliches Gewitter in der Stimme. Es blieb eine ganze Weile still in dem Zimmer.

„Also?“

„Daß es nur immer noch Fliegen gibt,“ wunderte sich der Donisl und schaute angestrengt nach der Decke, „wo sie nur alle herkommen . . .“

Philine räusperte sich bedeutend und durchbohrte ihn mit einem Blicke, der auf Entscheidung drang. Hier gab es kein Entrinnen.

„Ja mei — was tät' denn Dein Bruder dazu sagen!“

„Der hat gar nix in meine Sachen hineinzureden. Also?“

Deutelmoser seufzte. Er hörte genau, wie eine unsichtbare Pforte hinter seinem unbesorgten Junggesellendasein zuschlug. Schnapp! machte es. Und dann sagte der Donisl wehmütig: „Also in Gottesnamen! So lang, wie's halt geht. Aber eigentlich wüßt ich nicht, zu was ich eine Haushälterin brauch' für zwei Zimmer und eine Kammer."

„Das wirst Du schon sehen!" sprach sie hochbefriedigt und bedeutend erleichtert. „In vier Wochen wirst Du Deine Wohnung gar nimmer wiedererkennen."

„Das glaub' ich!" sagte er melancholisch. „Aber jetzt tu mir den einzigen Gefallen und laß mich schlafen."

Und Franziskus Dionysius Deutelmoser lehnte sich in das Kanapeeck zurück und entschlummerte.

Philomena Gigl aber machte sich auf und kam zu ihrem Bruder Anton Gigl, welcher an einem Trauerspiel »Ines de Castro« arbeitete und gerade dabei war, die tote Königin von Portugal auszugraben. Philine trat vor ihn hin und leuchtete wie erntereifes Roggenfeld.

„Vertragt Ihr Euch wieder?" fragte er verständnisvoll.

„Ja!" sagte sie und erzählte ihren wichtigen

Sieg. Er nickte dazu und war sehr befriedigt — aus vielerlei Gründen.

„Wann ziehst Du denn?"

„Morgen in der Früh. Da heißt's geschwind sein — sonst besinnt er sich am Ende noch, der liebe Kerl." Damit verschwand sie in ihrer Kammer, um den Reisekober mit ihren Habseligkeiten vollzustopfen.

Der Poet sah ihr nach. „Der liebe Kerl..." wiederholte er und überlegte, daß der Donisl schon ganz gebrochen gewesen sein müsse, als er auf diesen Plan einging; aber Sigl schwieg klüglich und freute sich, daß seine teure Schwester nun einem andern im Leben und in der Wohnung herumfuhrwerken würde.

Am nächsten Morgen kam ein Goliath, der Philinens Siebensachen an sich riß und damit die Treppe hinunterpolterte. Und sie selber, frisch gewaschen und mutig, nahm Abschied von dem Dichter, der seinen Schmerz durch ein rot und blau gewürfeltes Schnupftuch andeutete, das er beständig in der Hand hielt.

Einen Abschiedsblick warf sie noch auf die schiefen Wände und ging.

Oben auf dem Treppenabsatze stand der Toni und schaute ihr liebevoll nach, bis unten die Haus-

tür knarrte und es still ward. Dann wandte er sich zurück, zog einen Brocken bunte Kreide aus der Tasche und unterstrich dreimal die Worte »Hic habitat felicitas«, die an seiner Tür leuchteten.

Seitdem hauste der Poet Anton Sigl mutterseelenallein in den beiden einsamen Dachkammern und konnte sich die Kulissen seiner Traumwelt gerade so einrichten, wie es ihm paßte. Sein Bett schleifte er aus der großen Stube in Philinens früheres Gelaß und bekam auf diese Weise seinen Regenschirm wieder frei; denn dort, wo das Bett nun stand, regnete es zufällig nicht durch das Dach. Rund um den Tisch herum markierte er mit bunter Kreide einen Perserteppich und sorgte auf diese Weise für ungeahnten Komfort.

Als es ihm nach ein paar Tagen doch zu totenstill wurde da oben, besonders wenn die frühe Dämmerung des nahenden Winters aus den kahlen Winkeln quoll, ließ er sich eine graue Katze schenken. Diese taufte er der Kürze halber Minimauz. Und nun fühlte er sich außerordentlich wohl.

Wenn das Tageslicht sacht auslosch, saß er dem Herdfeuer gegenüber, betrachtete die Flackerlichter,

ꝛie das Feuer auf den Dielen tanzen ließ, hatte die Katze auf den Knien und spann mit ihr um die Wette.

Ja, das waren dann Stunden, in denen ihm ganz erstaunliche Aufschlüsse über die Welt und das Leben kamen, und aus lauter philosophischen Gedanken baute er sich eine logisch aufsteigende Leiter, über die er geradeswegs in den Himmel klettern konnte . . . Eigentlich mußte er doch wohl recht zufrieden sein mit seinem Schicksal! Anstatt Tag für Tag in ein langweiliges Büro laufen zu müssen, durfte er vergnügt daheimsitzen und tun, was ihm gefiel. Freilich hatte er das kaum seinen Trauerspielen zu verdanken, sondern vielmehr seiner akkuraten Handschrift —

Denn wenn er nicht so schön schreiben könnte, so würde die kleine, herzige Marie Ampfinger ihm nicht so viel zu verdienen geben . . . Gott sei Dank, da war er ja glücklich wieder einmal bei der Marie angelangt. Herr Anton Gigl schüttelte lachend den Kopf: auffällig oft mußte er doch an sie denken! Auffällig oft. Bei einem andern wäre das zweifellos ein Zeichen der Verliebtheit gewesen — aber bei dem Poeten Anton Gigl war es natürlich etwas ganz, ganz anderes. Bei ihm war es sozusagen eine poetische Lizenz; er konnte sich zum Grafen

hinaufdichten, zum Kaiser, sogar zum Bierbrauer — wie es ihm beliebte. Und in dieser erdichteten Welt zu leben machte ihm ein außerordentliches Vergnügen. Denn dabei ging es einem immer gut. Illusion! Wirklich: sein Illusionsthermometer war ihm zu einem Symbol seiner Lebensführung geworden. Ganz zärtlich wurde ihm ums Herz, wenn er an dieses famöse Thermometer dachte; denn solange er noch die Kraft zu solchen Illusionen hatte, würde er niemals unglücklich sein — trotz seiner Armut.

Denn arm war er. Herrgott — wenn man einen Vergleich anstellte zwischen dem prachtvollen Haus am Englischen Garten und dieser Dachkammer ... Eigentlich war es doch ein vortreffliches Zeichen für die Marie, daß sie trotzdem daheraufkommen mochte. Fast hätte man glauben sollen —

Da klopfte es.

Spitzweg trat herein und tastete in dem Dunkel nach einer Sitzgelegenheit; denn der Toni war neuerdings im Besitze von zwei geliehenen Stühlen.

„Gleich will ich Licht anstecken!" sagte der Poet und setzte die Katze behutsam auf den Boden. Aber der Maler wehrte ab: solche Dämmerstunden

seien ihm sehr lieb. Also blieb es finster, und die Katze Minimauz sprang wieder auf die Knie ihres Brotherrn und begann tiefzufrieden zu schnurren.

Schließlich redete Spitzweg, nachdenklich und völlig von innen heraus. „Haben Sie schon jemals mit ihrer Kunst einen Heller verdient?"

„Freilich nicht; aber bei mir ist das natürlich, denn ich fange erst an."

„Anfangen ist bei allen Dingen schwierig, aber in der Kunst am meisten."

„Glücklicherweise!" nickte Gigl troststreich, „sonst malten die Luder alle."

„Ja. Manchmal denk' ich, ob es nicht vielleicht besser wäre, wenn man Spengler würde oder mit Heringen handelte — denn, bei Lichte besehen: wer hat was von der Kunst? Wir? Lieber Gott, wenn man allein darauf angewiesen wär', könnte man verhungern. Das Publikum? Das ist ja viel zu dumm dazu."

„In einer allerliebsten Laune sind Sie heute!" sagte der Poet. „Sie haben nicht unrecht. Aber Gott sei Dank gibt es auch noch ein verständiges Publikum. Zum Exempel: mein »Coriolan« hat der Ampfinger ganz ausnehmend gefallen, ganz ausnehmend."

„So?" wunderte sich Spitzweg, „was Sie nicht sagen! Aber wissen möcht' ich, was sie dazu sagen tät', wenn ich ihn geschrieben hätt' . . ."

„Sie werden spitz, lieber Freund. Man muß über dem Werk immer den Schöpfer vergessen. Und das tut sie gewiß."

Der Maler lachte auf. „Oh mei! Da kennen Sie aber die Weiber gut. Ausgerechnet! Nein — das brauchen Sie sich nicht einzubilden. Der Ampfinger gefallt einfach alles, was Sie machen — nämlich: sie hat eine Schwäche für Sie."

„Schmarrn!" sagte der Toni geärgert. „Sind Sie deswegen heraufgekommen?" Aber heimlich spitzte er doch die Ohren.

Der andere druckste noch eine Weile herum; endlich gestand er, mit einem großen Anlauf: „Ja. Ich kann's nimmer so mit mir herumtragen. Die Sach' ist also folgendermaßen: die Marie Ampfinger erinnert mich an eine — an eine — — no, sagen wir halt: die ich sehr gern gehabt hab'. Akkurat so schaut sie aus; es ist zum Verrücktwerden. No, und sie gefallt mir also auch. Das wär' ja alles in der Ordnung. Aber nur, daß Sie noch dabei sind! Ich seh' es kommen, daß wir uns noch ihrethalb zerkriegen. Denn Sie sind ja so verliebt in sie . . ."

„Ich?" fragte der Toni ganz ertappt.

„Machen Sie keine Sprüch. Ich red' die Wahrheit, also tun Sie's auch."

„Nehmen wir an, es wäre so."

„Gut. Uns alle beide kann sie nicht nehmen —"

Der Poet lachte gezwungen. „Ah! Wer spricht denn von nehmen! Haha, wenn ich denk': ich sollte . . ."

„Es kommt ja schließlich doch darauf hinaus, wenn Sie auch lachen. Also — wer soll es nun sein? Sie? Ich? Wissen Sie's?"

„Nein. Das käme ja auch ganz auf die Marie an."

„Auf uns kommt es an, auf uns!" beharrte der kleine Spitzweg und war aufgeregt. „Wer ihr am meisten den Hof macht. Und eben deshalb bin ich ja heraufgestiegen. Wer soll es dürfen?"

Ein verrückter Kerl! dachte der Toni; er faßte die ganze Sache als Scherz auf und ging halb darauf ein. Sagte also wichtig: „Wir machen ein Gottesurteil! Also: ich setz' die Katz da zwischen uns auf den Boden. Zu wem sie geht, der soll Sieger sein."

„Gut!" sagte Spitzweg noch aufgeregter.

Der Poet hob Minimauz auf die Dielen herunter.

Halb verschlafen stand das Schicksalstier in dem roten Scheine des Herdfeuers. Nun machte es einen gesträubten Buckel und war über die Störung des molligen Friedens ärgerlich. Gähnte, streckte den Schwanz bolzengerade in die Höhe — und schritt gekränkt zwischen den beiden hindurch in das Dunkel hinein.

Herr Anton Sigl lachte ganz ungeheuerlich; er lachte dermaßen, daß auch Spitzweg mit einstimmen mußte. „Das wäre nun das Gottesurteil! Ganz recht ist Ihnen geschehen, Sie verdrehter Kerl. Ein höchst tiefsinniger Fingerzeig war das — verstehen Sie wohl? Laßt mich aus! sagt das Schicksal; was hab' ich mit euch zu schaffen? Nein, mein Lieber — wenn einer ernstlich daran denkt, sich eine Frau zu holen, dann muß er das schon selber tun. Am Ende wollen Sie noch, daß die kleine Ampfinger zu Ihnen kommt und Ihnen einen Heiratsantrag macht? Oh —" Und dann wurde er plötzlich sehr ernst. „Ich bin ein armer Kerl, und wenn ich die Marie lieb hätte, dann wäre das mein Privatvergnügen, mit Verlaub zu sagen. Denn was Sie da reden von heiraten — machen Sie sich doch nicht lächerlich. Aber Sie, Sie könnten's! Wenn Sie Lust haben — ich werd' Sie nicht totschlagen darum.

Was hab' ich davon? Unsereiner muß in seiner Traumwelt glücklich sein und muß sich an seinem Illusionsthermometer wärmen. Es ist auch ganz gut so. Glauben Sie mir: es lebt sich recht angenehm, wenn es einem einmal geglückt ist, auf das Leben zu pfeifen. Fette Gäule ziehen schlecht; womit ich nicht etwa Sie meine. Und damit wollen wir die ganze verrückte Geschichte abgetan sein lassen."

Spitzweg stand auf. „Wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein. Oder vielmehr: ich möchte überhaupt Diogenes sein. Sie Glücklicher! Sie Glücklicher! Sie machen aus einer Dachkammer ein Königreich. Sie machen aus einer zweifelvollen Liebe eine tiefsinnige Komödie — ganz kühl, ganz ohne Leidenschaft und Kummer. Herrgott, was bin ich für ein Tropf gegen Sie!"

Und dann ging der Maler fort. Das war nun das Ergebnis dieser Stunde, von der er sich Trost und Gewißheit erhofft hatte: daß er sich jämmerlich klein und menschenwinzig vorkam.

Der Poet aber saß versunken vor seinem Herdfeuer und dachte, wie schwer es doch manchmal sei, sich selber treu zu bleiben. Sehr lange saß er so. Dann seufzte er ein wenig und zündete das Licht an.

Ganz still und schneeflockensacht ließ sich der Winter an. Beide, Spitzweg und Eigl, saßen in ihren himmelnahen Wohnungen zunächst dem Dach und arbeiteten, legten Bratäpfel auf die heiße Ofenplatte und fühlten sich von dem warmen, süßen Dufte, der nun durch die Stube zog, zu einem emsigen Fleiß angeregt.

Jedesmal wenn Hansonn oder Schleich zu Spitzweg hinaufkamen, lobten sie seine Arbeit und fanden immer weniger daran zu bessern. Hansonn zumal, der temperamentvolle Erwecker und ewig unruhige Kopf, war stolz auf seinen Schüler — obgleich dieser sich erstaunlich wenig um des schönen Krischan Hinnerk theoretische Vorträge kümmerte und gerade so malte, wie es ihm gefiel; dabei brummelte er ungenügsam in sich hinein, wenn er gelobt wurde, sagte sein mürrisch-geschmeicheltes „Gengens weiter!" und war stets nur halb zufrieden mit sich. Dazu kam, daß er sich seine naseweise Apothekerseele nicht abgewöhnen konnte; die Freunde empfahlen ihm eine bestimmte Farbe — er probierte zwei Tage damit herum, warf die Tuben knurrend in den Aschenkasten, kaufte sich Farbenpulver und fing an, sich seine Farben selber zu fabrizieren; er erfand die unheimlichsten Rezepte, mischte, rieb und kleckste und

brachte es wirklich zu einem merkwürdigen Glanz und einer besonderen Leuchtkraft.

Schleich schüttelte dazu den Kopf. „In drei Jahren sind die Bilder kohlpechrabenschwarz nachgedunkelt, bei dem Öl!“

„Meine Bilder dunkeln nicht nach,“ sagte Spitzweg mit ungewöhnlichem Selbstbewußtsein. Und er behielt recht.

Dann wollten sie ihn dazu bringen, ein Werk auszustellen. Aber er betrachtete sich diese unbegreiflich mutigen Menschen durch seine große Brille und mußte geradezu lachen über den kecken Gedanken. Nichts wurde daraus.

Also ließen sie ihn in Ruhe, und die Besuche wurden immer seltener; und das war ihm sehr willkommen. Völlig eingesponnen hockte er droben in seiner Stube, den ganzen Tag über, schwieg von seinen Arbeiten und kam nur pünktlich an den Stammtisch im Kaffeehaus. Dort erschien jetzt auch Gigl manchmal — leidlich menschenähnlich angezogen und meistens mit einem fünfaktigen Jambendrama im Grunde seiner hellen Augen. Seitdem er so wohlsituiert geworden war, daß er mit seinen Trauerspielen nicht mehr einzuheizen brauchte, hatte sich seine dichterische Produktion merklich verringert.

Um die Weihnachtszeit ließ die hübsche Marie Ampfinger den Poeten ein zweites Gebetbuch auf Pergament schreiben, als Christgeschenk für ihre Mutter. Dem Toni kam ein Seufzer, als er den Auftrag erhielt —: nun würde sein »Brutus« dieses Jahr wohl nimmer fertig werden; aber sogleich erinnerte er sich daran, daß ja sie daran schuld sei, und ging also mit Eifer an die Arbeit.

Pünktlich am vierundzwanzigsten Dezember vormittags trat der Ampfingersche Lakai in Sigls Stube. Ein ganz hochachtungsvolles Gesicht hatte er und trug ein großes Paket aufrecht in den Armen.

„Von dem gnädigen Fräulein!" sagte der Mensch und setzte das Paket auf den dritten Akt des »Brutus«, der über den Tisch zerstreut lag. Dann überreichte er dem Poeten einen Brief.

Einen Brief — der Toni ließ den Kerl stehen und schwebte, eingehüllt in Wonnewolken, in seine Schlafkammer. Leider könne sie nicht selber kommen, um dem Herrn Sigl ein gutes Weihnachten zu wünschen, schrieb die Marie; denn es gäbe gar soviel zu tun vor dem Fest; aber erstens solle der Diener das Gebetbüchl abholen, und zweitens bringe er da etwas, damit der Herr Sigl doch sehe, daß sie an ihn dächte.

Der Poet stopfte dem Lakaien das Buch in die Hand, trennte sich von fünf ganzen Kreuzern und drehte den Menschen zur Tür hinaus.

Dann schälte er das Papier von dem sonderbaren Packen und verfiel sogleich in einen ekstatischen Glückszustand.

Ja — es war ein richtiger kleiner Weihnachtsbaum mit bunten Lichtlein und goldenen Nüssen, und rings um das gebrechliche Stämmchen waren allerhand Sachen mit roten Seidenbändern angebunden. Lächerliche Dinge kamen da zum Vorschein: ein Federmesser, ein Paket Kaffee, ein Tintenwischer, eine Wurst und ein Paar Stutzln — diese knüpfte der Toni ganz feierlich los und zog sie über seine Handgelenke; denn die hatte sie offenbar selber gestrickt — man konnte das an der unbeholfenen Arbeit erkennen. Das heißt: vielleicht waren sie doch gekauft; aber Herr Anton Sigl wünschte zu glauben, daß die Marie sie gestrickt habe, und also glaubte er es auch bereits; wozu hatte man ein Illusionsthermometer?

Und dann entdeckte er noch eine kleine Palette aus Marzipan. Die legte er beiseite, denn er wußte, daß sie für Spitzweg bestimmt sei; darüber freute sich nun der Toni ganz ungemein und in völliger Ehrlichkeit.

Den Nachmittag über saß er vor dem Bäumchen, fühlte seine hochvioletten Stutzln an den Händen und führte seine Gedanken spazieren in einem der zahlreichen Königtümer, über die ein Poet Gott sei Dank stets verfügt. Schließlich bekam er einen gemeinen, irdischen Hunger, schnitt die Ampfingersche Wurst an und kochte einen Ampfingerschen Kaffee — rein und ohne Zichorien.

Als es dunkel wurde, kam Spitzweg. Er wollte den Poeten abholen, denn sie waren heut abend bei Deutelmoser zu einem Karpfen eingeladen; das hatte die gutmütige Philine durchgesetzt, „weil die zwei armen Hascherln so gar keine Menschenseele hätten, bei der sie ein Weihnachten erleben könnten". Seitdem Philine einen Haushalt führte, war sie ungemein familienfreudig geworden.

Der Poet sah die Zigarre Spitzwegs durch das Dunkel glühen, ließ am Herdfeuer einen Fidibus aufflackern und zündete damit die oberste Kerze an seinem Christbaum an.

„Sie!" sagte er feierlich, „es ist wieder einmal ein Stern aufgegangen über Bethlehem; denn ungefähr so nichtsnutzig kahl wie meine Stube stelle ich mir den berühmten Stall vor — auch der Esel ist meistens darin; Sie sind natürlich bloß der

Hirte, der vom Feld hereinkommt ... Und der Stern ist diese Kerze hier. Mensch! Von der Marie!"

„Oh —" staunte der Maler.

„Ja, und jetzt illuminieren wir!" Sigl zündete ein Licht nach dem andern an, bis sie alle flimmerten und die Tannennadeln zu knistern und zu duften anfingen. Dann rückte er die beiden Stühle vor den Baum, und sie setzten sich und betrachteten die Weihnachtsherrlichkeit.

Nach einer Weile nahm Spitzweg seine Brille ab, putzte sie langsam und blinzelte mit seinen kurzsichtigen Augen in den Glanz. Er nickte dabei. „Ach ja. Alle guten Kinder kriegen einen Weihnachtsbaum ... Die bösen schließlich auch. Nur die ganz, ganz bitterbösen nicht. Ich möcht' nur wissen, was ich angestellt hab', daß mich das Christkindl immer so völlig vergißt."

Dabei wollte er tun, als ob das ein Scherz sei; aber der Toni hörte, wie ganz zu unterst in dem armen Einödherzen eine wehmütige Seele weinte.

Der kleine Maler gab sich wieder einen Ruck zur Lustigkeit. „Das ganze Jahr über ist es doch ein rechtes Vergnügen, daß man sich mit keiner Frau herumzuärgern braucht. Aber grad so zu Weihnachten hätt' man schon gern eine; und am End

auch Kinder mit großen, fröhlichen, beschenkten Augen. Und es wär' eine große Freude und Friedfertigkeit — — — das heißt: wenn nicht die Wachslichter auf die gescheuerten Dielen tropfen oder die Decke anrußen ..." Das war nun wieder ein Versuch, die heimliche Sehnsucht totzuschlagen; aber er gelang jämmerlich daneben, denn Spitzweg mußte einen tiefen Seufzer tun und hatte gar die Augen voll Wasser.

Der Poet konnt' es nimmer mit ansehen. Er stand auf und langte die Marzipanpalette hinter dem Baum hervor.

„Da! Nein, nein — nicht von mir, das glauben Sie nur ja nicht! Sondern von der Marie ..."

In der einen Hand hielt der Maler die Palette, und mit der andern mußte er sich umständlich lange und geräuschvoll schneuzen. Dann war er wieder so weit. „Je — — no so ein liebs Ding, ein liebs! Wer hätt' jetzt das gedacht? Das ist — entschuldigen Sie nur, aber mir ist direkt gerührt zumut."

Der Toni nickte dazu und verstand es durchaus, denn er kannte seit heute morgen diese Stimmung. Eine ganze Weile saßen sie und schwiegen.

Dann steckte Spitzweg die Marziplanplatte behutsam in seine Rocktasche, setzte die Brille wieder

auf und sagte sehr laut: „Aber jetzt kommen Sie! Sonst fang ich noch an zu singen: O du fröhliche ...! Und außerdem wartet der Donisl mit dem Karpfen.“

Der Poet stand energisch auf und nickte seine Zustimmung. „Ja, ja — solche unpassenden Gefühle muß man unbedingt entzwei machen. Es gibt Augenblicke, in denen man sich selber nichts angeht. Gar nichts! Und andere geht es erst recht nichts an. Gelt?“

Die Freunde nahmen an diesem Weihnachtsabend den Eindruck mit nach Hause, daß bei Franziskus Dionysius Deutelmoser eine Ordnung eingekehrt sei, die geradezu Kopfschütteln erregte. Nicht der kleinste Fleck war auf dem Tischtuch gewesen, und alle Teller hatten sich ohne weiteres finden lassen; die Gabeln waren sauber geputzt, und sogar die alten Servietten hatte Philine kunstreich gestopft.

„Ja, die alten Zeiten sind vorbei!" sagte der Donisl ganz wehmütig, als er über seinen Familientisch hinschaute. „Hätt' ich doch niemals geglaubt, daß ich zu einer solchen Ordnung hinunterverderben könnte. Aber nun ist es zu spät."

Und Philomena nickte dazu, wie ein General vor einem aufgeräumten Schlachtfeld. „Die Schlamperei reißt nimmer ein!"

„So lange Du da bist —" sagte Sigl harmlos.

Da richtete sie sich steil auf und schmetterte dem

Bruder einen Blick zu, vor dem Deutelmoser sich duckte. Spitzweg zog die Brauen hoch —: daher war also der Donisl jetzt immer so gesittet und schweigsam. Er hatte den Mund halten gelernt und wurde dick — weiß Gott, der fesche Donisl, der Hans Dampf in allen Gassen, wurde dick und schaute nach bürgerlicher Ordnung aus; und einen gewissen melancholischen Zug um den Mund hatte er auch bekommen — das erschien dem Maler durchaus verständlich. Denn es mochte dem Herrn Provisor bisweilen schwer ankommen, stets einen Aufpasser dabei zu haben.

Aber parieren hatte er gelernt. So gut, daß er sogar lammfromm blieb, als der Fasching kam und Philine, die besorgte Haushälterin, dem Donisl auch seinen zweiten Hausschlüssel aus dem Bund herausdrehte.

Einmal jedoch ereignete sich während der lustigen Maskenzeit etwas höchst Eigentümliches.

Eines abends nämlich steckte Philine sich und ihren Dionysius in Pierrotkostüme und ließ sich in ein buntes Tanzgewimmel hineinführen. Das war ihm schon recht, denn sie konnte bei solchen Gelegenheiten ihr ganzes überschießendes Temperament austoben, und dabei schien es Deutelmoser dann immer wieder, als sei sie doch die

einzige, mit der er glücklich sein könne, und die ewige Liebe blühte von neuem auf.

Aber da war Philine gegen Mitternacht verschwunden. Auch darüber vergnügte sich der Donisl ungemein und stellte zwei Stunden lang fest, daß es auch noch andere nette Mädeln gebe. Aber dann regte sich in seiner neugierigen Apothekerseele doch ein Wissensdrang: wo seine getreue Haushälterin wohl geblieben sei. Und er suchte sie; erst so nebenhin, dann gründlicher, schließlich mit großem Eifer.

Und hinter einer allzudichten Efeuwand mußte Franziskus Dionysius Deutelmoser seine Philine entdecken. An und für sich wäre nichts dabei gewesen. Nur daß sie auf den Knien eines widerlich angeputzten männlichen Individuums saß — das genierte den Donisl denn doch.

Mit einer Rachsucht, die er sich in normalen Zeiten nie zugetraut hätte, wünschte Deutelmoser dieses anspruchslose Idyll zu stören. Das war nun ein Zeichen von Gemütsroheit; aber trotzdem tauchte er augenrollend hinter der Blätterwand hervor und hatte ein flammendes Schwert im Blick.

„So!! Also da treibst Du Dich umeinand? Das is gut!“

„Tu mich net so schwach anreden!" sagte Philine kühl und voll Geistesgegenwart, „es is Fasching."

„Nix is!" explodierte der Donisl. „Augenblicklich gehst her zu mir! Wer hat das Entree bezahlt? Er oder ich?"

„Gengens weiter!" sagte nun auch der Kavalier mit Freundlichkeit, „tuns ihr net die Freud verderben."

„Gehst her oder net?" brüllte der Donisl.

Aber sie ging nicht her. Sondern Philomena Sigl langte auf den Tisch hinüber, griff eine Apfelsine aus dem Korb und warf sie dem Provisor Deutelmoser an den Kopf. Gerade ins Auge traf sie ihn, daß es klatschte und daß an dem Donisl eine ganze Welt von Sternen vorbeischoß. Und zugleich ging ihm die Erkenntnis auf: hier sei nichts auszurichten ohne Skandal. Ein Skandal aber war ihm nun gar nicht angenehm.

Also warf Deutelmoser mit dem rechten Auge — denn vor das linke drückte er sein Sacktuch — seiner ewigen Liebe einen sprechenden Blick zu und ging davon.

„Depp!" sagte sie sachlich hinter ihm her.

Der Donisl aber trank sein Bier aus und bekam einen satanischen Einfall. Er ging hinaus, suchte

Philinens Mantel, kramte die beiden Hausschlüssel aus ihrer Tasche und verließ die Stätte des Vergnügens.

Mit einem arg geschwollenen Auge und gehobenen Gefühlen sperrte er daheim die Wohnungstür hinter sich zu und legte sich schlafen.

In der Früh um vier Uhr läutete es — unheilvoll, vielversprechend. Deutelmoser warf sich den Schlafrock über und schaute auf die Straße hinunter. Natürlich stand die temperamentvolle Philomena drunten und fror.

„Ah, Du bist's!" sagte er freundlich, „hast etwa Du geschellt? Nachher brauchen Sie sich gar nicht weiter zu bemühen, mein Fräulein! Ich hör' nix, ich hab' die Glocken ausgehängt. Servus!"

„Donisl!" rief sie herauf. Die ganze Leiter der menschlichen Gefühle lag in diesem Wort.

Aber er drückte tiefbefriedigt das Fenster wieder zu und kroch mit unendlicher Genugtuung in sein Bett.

Die Folge dieser Deutelmoserischen Maßnahme war, daß eine Viertelstunde später der Poet Anton Gigl durch heftiges Läuten aus seinen illusionärsten Träumen gerissen wurde. Er erhob sich, baß erstaunt über diese unerklärliche Störung, er-

kannte tief unten auf der Gasse die Stimme seiner Schwester und warf ihr kopfschüttelnd den Hausschlüssel hinunter.

So hatte der Toni seine Philine noch nie gesehen. Sie trat herein und war eine Komplikation. Zorn, schlechtes Gewissen, Reue, Beschämung, Rachsucht — alles miteinander. Dazu fror sie jämmerlich in ihrem luftigen Pierrettenanzug und war todmüde.

„Was ist denn?" fragte er.

Aber sie schüttelte sich nur, teils aus Kälte und teils aus Angst vor der Zukunft; warf ihren Mantel ab und legte sich in des Toni schön gewärmtes Bett.

Der Poet hatte seine philosophische Gelassenheit bereits wiedergefunden. Er deckte die einschlafende Philine zu, zog sich an, nahm die Kerze und ging aus der Kammer. Draußen machte er ein Feuer an, setzte sich an den Tisch und dichtete an seinem Brutus; so eine dramatische Atmosphäre war mit Philine hereingekommen — Gigl fühlte sich in der Stimmung, heute den großen Cäsar zu ermorden. Und das gelang ihm über Erwarten gut; so gut, daß er bereits nach einer halben Stunde vergessen hatte, wie plötzlich er aus seinen Träumen gerissen worden war.

Natürlich mußte der gutmütige Spitzweg das große Loch wieder überkleistern, das — letzten Endes! — eine unglücklich gezielte Apfelsine der ewigen Liebe beigebracht hatte. Das war keine leichte Aufgabe, denn Deutelmoser war aufrichtig erbost; weniger wegen des betrüblichen Vorganges selbst, als vielmehr, weil er mit seinem geschwollenen Auge acht Tage lang daheim sitzen mußte und nicht einmal an dem geliebten Stammtisch erscheinen konnte. Denn das wäre ein unendliches Hallo geworden.

Und richtig blieb er auch acht lange Tage gegen jeden Friedensvorschlag taub. Dann aber zeigte es sich, wie sehr er bereits »zur Ordnung hinunterverdorben« war; als er am siebenten Tage weder ein sauberes Tischtuch noch eine einwandfreie Gabel mehr finden konnte, kamen ihm bürgerliche Bedenken, ob es wohl gut sei, wenn der Mensch allein bleibe; am achten Tage versuchte er, nach alter Junggesellengewohnheit im Wirtshause zu essen — aber das »Gfraß« wollte ihm nicht schmecken. Und das wurde entscheidend. Der unbefriedigte Magen reparierte die Beschädigung an der ewigen Liebe.

Philine hielt einen gerührten Einzug in die Deutelmoserische Wohnung. Aber eines wußte der

Donisl durchzusetzen: von den beiden Schlüsseln bekam sie nur den einen wieder. Und außerdem fühlte er sich im Besitz eines bedeutenden moralischen Übergewichts, das er nun bei jeder passenden Gelegenheit zur Geltung brachte.

Zu Spitzweg aber sprach er: „Gott sei Dank, daß sie wieder da ist! Die acht Tag — oh mei, man ist doch schon recht heruntergekommen; gar nimmer gefreut hat mich das Leben. — Du sei froh, daß Du alleinig bist! Was? Eine Sehnsucht hast Du nach Liebe? Ewiger Hochzeiter? Was bin denn ich? Liebe hab' ich ja sozusagen — aber was ist auch dabei? Du suchst eine ewige Liebe und findest sie nicht — und ich hab' eine, und sie gfallt mir nicht; sie ist mir nicht einmal treu, das Schlankerl. Wer ist jetzt der ewige Hochzeiter, ha? Ich glaub': wir alle beide."

Wenn schon dieses Ereignis nicht wenig aufregend gewesen war, so brachte der Fasching heuer für Herrn Anton Sigl und seinen Freund Spitzweg noch ganz andere Überraschungen. Nämlich eine förmliche Einladung zu einer Maskerade im Hause Ampfinger.

Die Marie kam selber in die Poetenwohnung hinaufgestiegen, um die Neuigkeit zu bringen.

Und zugleich wollte sie zeigen, daß sie sich eigentlich vergessen gefühlt habe zu Weihnachten; denn ein Gedicht hätte sie doch wohl wenigstens erwarten können ...

Sigl fühlte feurige Kohlen auf seinem Haupte und versprach, alles dreifach nachzuholen; aber sie zog ein Mäulchen: nun brauchte er das auch nimmer zu tun — überhaupt, wenn man einen erst daran erinnern müßte ... Aber kurz und gut: sie wolle ihm das gewiß nicht nachtragen, denn ein Poet dürfe vergeßlich sein. Woraus sich ergibt, daß Fräulein Marie Ampfinger ein so verständnisvolles Frauenzimmer war, wie sie nur in der guten alten Zeit oder in Romanen vorkommen.

Sigl rannte sogleich mit aufgeregt flatternden Mantelschößen durch die winterkalten Gassen, um Spitzweg die große Neuigkeit mitzuteilen.

Er fand den Maler an seiner Staffelei, wie er in einer kleinen Landschaft herumpinselte; ganz romantisch war sie, mit viel grünem Laub und Wiesen und sehr geschmackvoll gewachsenen Baumgruppen.

„Ho!" sagte der Poet und beschaute das Bild, „gut! Sie können das besser als der liebe Gott; denn der hätte eine so fehlerlose Staffage nicht zuwege gebracht."

Hirte, der vom Feld hereinkommt ... Und der Stern ist diese Kerze hier. Mensch! Von der Marie!"

„Oh —" staunte der Maler.

„Ja, und jetzt illuminieren wir!" Sigl zündete ein Licht nach dem andern an, bis sie alle flimmerten und die Tannennadeln zu knistern und zu duften anfingen. Dann rückte er die beiden Stühle vor den Baum, und sie setzten sich und betrachteten die Weihnachtsherrlichkeit.

Nach einer Weile nahm Spitzweg seine Brille ab, putzte sie langsam und blinzelte mit seinen kurzsichtigen Augen in den Glanz. Er nickte dabei. „Ach ja. Alle guten Kinder kriegen einen Weihnachtsbaum ... Die bösen schließlich auch. Nur die ganz, ganz bitterbösen nicht. Ich möcht' nur wissen, was ich angestellt hab', daß mich das Christkindl immer so völlig vergißt."

Dabei wollte er tun, als ob das ein Scherz sei; aber der Toni hörte, wie ganz zu unterst in dem armen Einödherzen eine wehmütige Seele weinte.

Der kleine Maler gab sich wieder einen Ruck zur Lustigkeit. „Das ganze Jahr über ist es doch ein rechtes Vergnügen, daß man sich mit keiner Frau herumzuärgern braucht. Aber grad so zu Weihnachten hätt' man schon gern eine; und am End

auch Kinder mit großen, fröhlichen, beschenkten Augen. Und es wär' eine große Freude und Friedfertigkeit — — — das heißt: wenn nicht die Wachslichter auf die gescheuerten Dielen tropfen oder die Decke anrußen ..." Das war nun wieder ein Versuch, die heimliche Sehnsucht totzuschlagen; aber er gelang jämmerlich daneben, denn Spitzweg mußte einen tiefen Seufzer tun und hatte gar die Augen voll Wasser.

Der Poet konnt' es nimmer mit ansehen. Er stand auf und langte die Marzipanpalette hinter dem Baum hervor.

„Da! Nein, nein — nicht von mir, das glauben Sie nur ja nicht! Sondern von der Marie ..."

In der einen Hand hielt der Maler die Palette, und mit der andern mußte er sich umständlich lange und geräuschvoll schneuzen. Dann war er wieder so weit. „Je — — no so ein liebs Ding, ein liebs! Wer hätt' jetzt das gedacht? Das ist — entschuldigen Sie nur, aber mir ist direkt gerührt zumut."

Der Toni nickte dazu und verstand es durchaus, denn er kannte seit heute morgen diese Stimmung. Eine ganze Weile saßen sie und schwiegen.

Dann steckte Spitzweg die Marziplanplatte behutsam in seine Rocktasche, setzte die Brille wieder

mal nicht dabei war; denn der kleine Spitzweg, so bieder er auch war und so ehrlich auch seine tiefe Sehnsucht nach der großen Liebe sein mochte — einem gelegentlichen kleinen Abenteuer war er nicht abgeneigt; nur durfte niemand von seinen Bekannten darum wissen, denn das ewige Hänseln mochte er schon gar nicht leiden. Diesmal freilich kam noch etwas anderes dazu: die zierliche, dunkle, lustige Marie Ampfinger ...

Am Mittwoch ging Spitzweg mit Sigl am Saume des nachtpechfinsteren Englischen Gartens hin und steuerte auf das hellerleuchtete Ampfingerhaus zu. Freundlich und warm strahlten die Fenster durch das nasse Dunkel, aus dem schwere Tautropfen fielen.

Drinnen nahm ihnen der hochachtungsvolle Lakai die wetterfeuchten Mäntel ab und ließ ihnen Zeit, sich vor dem großen venetianischen Spiegel zurechtzuzupfen.

Da standen sie nun, betrachteten sich gegenseitig und sagten: „Oh ...!"

Denn sie waren beide baß erstaunt. Das Fest sollte nur Shakespearesche Figuren zeigen, und das war bei des Engländers weltumfassender Buntheit ein guter Gedanke — wenn man nicht in München gewesen wäre. Die Künstler, die in

späteren Tagen das Bild des Münchener Lebens neu formten, waren damals trotz allen Bemühungen des Königs noch recht unpopulär in der besseren Gesellschaft. Also bestimmte der Geschmack des Bürgertums das Äußere des Festes...

Der kleine Spitzweg mit seiner großen Brille, von der er sich nicht trennen konnte, wußte recht gut, daß er mit seiner Figur auf dekorative Wirkung verzichten müsse. Deshalb hatte er sich als Malvolio angezogen, halb aus Scherz, halb in bitterer Ironie.

Der Poet Anton Sigl, der als Fachmann seine ganz besondere Auffassung von Shakespeare hatte, erschien als ein Gemisch von Schulmeister und Mephisto; er behauptete aber: so habe Hamlet ausgesehen. Spitzweg bedauerte den wehrlosen Dänenprinzen tief. Also trat Hamlet, von dem der Dichter sagt, er sei fett und kurzatmig, mit langen Beinen und klapperdürr in den Festsaal, in dem bereits eine ganze Kuriositätensammlung von Münchener Shakespearefiguren durcheinander wimmelte.

Da war der runde, gutmütig erglänzende Vater Ampfinger als König Lear. Da war seine noch rundere und gutmütigere Frau als schlotterichte Königin. Da gab es Romeos, die wie Seelöwen

ausschauten, und Cleopatras mit Fil d'Ecosse-handschuhen.

Nach einer umständlichen Begrüßung nahm Spitzweg den Poeten auf die Seite. „Wer hat jetzt diesen verrückten Gedanken gehabt, die Leut hier so anzuziehen?"

„Gelt ja," sagte der Poet stolz, „das ist ein ganz origineller Gedanke! No — die Marie hat mich halt gefragt, und ich hab' sie darauf gebracht —"

„Gigl!" sagte Spitzweg feierlich, „Gigl! Einen jeden Dichter, der sich an der bildenden Kunst vergreift, sollt' man aufhenken — verstehen Sie das?"

Aber der Poet verstand es durchaus nicht, sondern er faßte diesen Ausbruch der Verzweiflung völlig verkehrt auf. „Sie sind wieder einmal neidig auf meine guten Einfälle! Ja, unsereins hat doch immer die tiefgründigsten Ideen ..."

„Ihr mit Euern Ideen! Wenn ich der liebe Gott wär', tät' ich zuerst alle Ideen aus der Welt schaffen, damit sie mir nichts mehr verhunzen könnten."

„Pst!" zischelte der ungerührte Toni und wies auf die Seitentür.

Da stand sie. Als Widerspenstige — keck, niedlich, und voll unverbesserlicher Naseweisheit. Und

resolut! So resolut, daß sie alle stehen ließ, mit denen sie eben noch sprach, und schnurstracks zu den beiden in die Ecke gehüpft kam.

Aber vor dem Dichter blieb sie staunend stehen. „Ja — was ist denn in Sie gefahren? Wie schauen denn Sie aus?"

„Hamlet!" sagte Sigl stolz und machte eine Verbeugung.

Da stemmte die dralle Katharina die Hände in die Seiten und fing an zu lachen. „Hamlet? Jessas! Sie Krautmandl?"

„Er ist halt ein Poet!" sagte Spitzweg entschuldigend und war sehr damit zufrieden, daß sie den Mut hatte, entsetzt zu sein.

„Gefall' ich Ihnen etwa nicht?" fragte der Toni, schon halb verletzt; denn auf seinen Geschmack tat er sich etwas zugute.

„Ich sag's ja: wie ein Krautmandl schauen Sie aus. Oh Sie!"

Sigl wollte antworten; er war ärgerlich und in seiner Eitelkeit getroffen; aber da knallte die Musik los, und alle die dramatischen Figuren begannen wie die Puppen einer astronomischen Uhr einen ganz langsamen Landler zu tanzen, mit viel Gefühl und Hingebung.

Und die schöne Widerspenstige kriegte den er-

„Tu mich net so schwach anreden!“ sagte Philine kühl und voll Geistesgegenwart, „es is Fasching.“

„Nix is!“ explodierte der Donisl. „Augenblicklich gehst her zu mir! Wer hat das Entree bezahlt? Er oder ich?“

„Gengens weiter!“ sagte nun auch der Kavalier mit Freundlichkeit, „tuns ihr net die Freud verderben.“

„Gehst her oder net?“ brüllte der Donisl.

Aber sie ging nicht her. Sondern Philomena Sigl langte auf den Tisch hinüber, griff eine Apfelsine aus dem Korb und warf sie dem Provisor Deutelmoser an den Kopf. Gerade ins Auge traf sie ihn, daß es klatschte und daß an dem Donisl eine ganze Welt von Sternen vorbeischoß. Und zugleich ging ihm die Erkenntnis auf: hier sei nichts auszurichten ohne Skandal. Ein Skandal aber war ihm nun gar nicht angenehm.

Also warf Deutelmoser mit dem rechten Auge — denn vor das linke drückte er sein Sacktuch — seiner ewigen Liebe einen sprechenden Blick zu und ging davon.

„Depp!“ sagte sie sachlich hinter ihm her.

Der Donisl aber trank sein Bier aus und bekam einen satanischen Einfall. Er ging hinaus, suchte

bereits aufgenommen geglaubt — und nun fand er sich lang, hager, arm und jämmerlich unbeachtet in einer Ecke stehen, ganz außerhalb des springenden Lebens. Wenn der kalte Schreck der großen Enttäuschung nicht gewesen wäre, so hätte Sigl vielleicht über diesen ungerechten Gedanken gelacht; so aber bohrte er sich nur tiefer hinein und fühlte sich immer unglücklicher. Schließlich schaute er dem Tanze gar nicht mehr zu, sondern starrte auf den blanken Fußboden und bekam bitter zusammengekniffene Lippen. Das war also das Fest, auf dem er so lustig hatte sein wollen ...

Die Musik schwieg, und der Poet schaute auf. Ob sie nun wohl kommen und ihm ein gutes Wort sagen würde?

Aber es kam keiner; nicht die Marie, nicht Spitzweg, nicht einmal der gutmütige Lear oder die schlotterichte Königin. Die alle waren sehr mit sich selber beschäftigt, lachten und schwatzten und hatten keine Zeit, sich um einen zu kümmern, der daherein nicht paßte ... das war der giftige Gedanke: er paßte nicht hierher. Lieber Himmel, was sollte ein armer, blutig armer Mensch auch in dieser Gesellschaft, die weder Arbeit noch Mangel kannte und von dem Gelde lebte, das sie faul und bequem von ihren Vätern geerbt hatte? Und er wunderte sich

darüber, daß von denen keiner zu ihm kam? Wunderte sich? Lächerliche Idee!

Da begann die Musik wieder, und wieder blieb der Poet verlassen stehen. Es geschah ihm ja so recht! Warum mußte er sich auch in eine Welt eindrängen wollen, für die er nicht geschaffen war? Nein — — untersinken, zurücktauchen! Zurück in seine Armut, in seine wunschlose, glückselige Einsamkeit —

Und der Poet ging ungesehen aus dem Saal.

Er ließ sich seinen schäbigen Mantel geben, lief durch die finstere, windgeschüttelte Tauwetternacht heim und warf mit dem Kostümplunder auch seine unpassenden Hoffnungen in die Ecke — alle, alle.

In dem festhellen Hause Ampfinger hatte sich keiner um Sigl gekümmert, und niemand bemerkte, daß er den Saal verließ.

Spitzweg hatte heute seinen guten Tag. Die heimliche Fröhlichkeit, die ihm so oft im Grunde seiner Augen saß und nur selten an die erkältende Weltluft heraustrat — die brach heute hervor und sprudelte wie ein spielendes Feuerwerk hoch; der melancholische Zug um den Mund war fortgelacht; ganz ungetrübt scherzte der Maler mit seiner Widerspenstigen und vergaß seine sonst be-

schwerliche Gewissenhaftigkeit, dachte nicht daran, was aus dem grotesken Hamlet geworden sei.

Und die lustige Marie ließ sich das Netz seiner guten Laune überwerfen und fand, daß sie niemals besser unterhalten worden sei. Die Lakaien standen stocksteif unter der lauten Gesellschaft und hielten silberne Tabletts mit Champagnergläsern; Champagner gab es beim alten Ampfinger meistens, denn er legte durchaus keinen Wert darauf, immer als Bierbrauer zu gelten. Die glitzernde Marie trank viel von dem spritzenden Wein — alle taten es, auch Spitzweg; und das drehende Durcheinander wurde ausgelassener, und die schöne Widerspenstige ward zahmer und anschmiegsamer. Um Mitternacht warf der weinrote König Lear die erste Konfettibombe, und mit dem Auseinanderspritzen der bunten Gipskörner verflog der letzte Rest der Förmlichkeit.

„Gott sei Dank!" sagte der überglückliche kleine Maler und holte sich die Marie zum Tanze, „heut kann man einmal auf die ganze Welt vergessen. Rein sentimental möcht' einer werden vor lauter Losgelöstsein vom Leben. Holdrioh! Katharina! Du himmelherrgottverdrehtes Frauenzimmer — was wär' meine Welt ohne dich?"

„Als ob es keine andern gäb ..."

„Für mich nimmer, Marie. Das ist jetzt eine Liebeserklärung gewesen, hast gehört? Ist es net die eine, dann ist's die andere ... Aber so ganz schwarz und funkelig und heiß muß sie sein. Und das bist halt doch nur Du."

Die Türen zu den Nebenzimmern waren längst aufgerissen worden; überall strahlten die großen Kronleuchter mit den Wachskerzen, und überall rauschten die lauten Menschen durcheinander. Aber alle hatten sich zu Paaren zusammengefunden und blieben auch zusammen.

Plötzlich stand der kleine Maler mit der aufgefalteten Marie in einer abseitigen Ecke und küßte sie — ohne Gedanken, ganz weil es so sein mußte.

Die anderen sahen daran vorbei und hatten mit sich selber genug zu tun. Aber eine Hochblonde, Schlanke wirbelte vorbei und lachte herüber: „Geh' in ein Kloster, Ophelia ...!"

Da riß die hingegebene Marie sich mit einem erschrockenen Rucke los und sah Spitzweg aus Augen an, die sich an die Welt des nüchtern geordneten Tages zurückerinnerten.

„Du!" sagte sie, „jetzt das — das da — ist morgen, wenn wir aufwachen, nie passiert. Nie! Gar nie!"

Über diesem Tone besann sich auch der Maler. Und er verstand alles, was sie damit sagen und bitten wollte — alles; er verstand, daß er nur für eine kurze, überschäumende Stunde glücklich sein durfte; und daß die Sonne nur auf Augenblicke durch schmerzlich jagende Wolken zu ihm niederlächelte. Da splitterte auch ihm der volle, klingende Kelch seiner Seligkeit in Scherben — wie vorhin dem einen, der bitter lachend davon gegangen war.

Und nun stand auf einmal statt des lustigen Malvolio der wehmütige kleine Spitzweg unter diesen Menschen, als der einzige, an dem das Leben vorbeiging, hatte eine lächerlich große Brille auf der Nase und war schüchtern wie immer.

Marie Ampfinger erkannte alles, was in ihm vorging, und ein heißes Mitleid lief ihr über das gutmütige Herz. Sie legte wieder ihren Arm auf seine Schulter und tanzte weiter. „Es war ja nicht so gemeint. Es ist ja nur, damit die Leute nicht reden . . ."

„Ich weiß schon," sagte er ruhig, „ich bin schon still. Von mir aus brauchen Sie nichts zu befürchten."

„Geh — einen »Sie« zu nennen! Das gehört sich heut nicht."

„Es gehört sich manches nicht,“ antwortete er und wurde immer nüchterner. Da war wieder sein schweres Blut, und der leichte Schaum war verflogen. „Ich muß heim.“

Sie schaute ihn an und hätte eine Bitte in den lieben Augen.

Aber er schüttelte nur wehmütig den Kopf. Und ging.

Draußen fuhr der Wind um die Häuser und riß schwere Tropfen von den Dächern. Ja — immer riß der Wind seine Träume auseinander, immer fiel ihm ein Tropfen kalt und bitter auf das heiße, glücksehnsüchtige Herz. Immer.

Als der Poet Anton Sigl am anderen Tage nach einem dumpfen Schlaf aufwachte, war es ihm, als sei er von einer schweren Krankheit genesen; von einer Krankheit, die ihm im Fieber Träume vorgegaukelt hatte: durch reiche Gemächer und über kostbare Teppiche war er in diesen Träumen geschritten; in stillen Gärten war er gewandelt, wo Rosen dufteten und Nachtigallen weinten — und dann hatte ihn ein jäher Schwindel gepackt; in eine unergründliche Tiefe war die ganze Herrlichkeit hinabgestürzt, und er erwachte — um sogleich wieder einzuschlafen; aber nun lockten und quälten ihn keine Träume mehr, sondern er dämmerte seiner alten Gesundheit entgegen. Und als er zum zweitenmale die Augen öffnete, lag er, der arme Poet Anton Sigl, auf seiner harten Matratze, erkannte die rohen Dachbalken über sich und fühlte, wie seine kleine Katze neben ihm auf dem Kissen lag und zufrieden schnurrte.

Freilich konnte jetzt diese behagliche kleine Katze nicht lange mehr schnurren; denn der Toni sprang mit einem großen Satz auf und spülte sich mit eiskaltem Wasser den Schlaf ab. Worauf das noch eben seligzufriedene Haustier empört von dem Kissen heruntersprang und mit hocherhobenem Schwanz aus der Kammer in die Wohnstube hinausspazierte; und als der Poet nach einer Viertelstunde im Schlafrock ebenfalls hinausging, um das Feuer im Herd anzuzünden, mußte er entdecken, daß sein Minimanz gerade dabei war, schwer geärgert den letzten Zipfel der Salamiwurst aufzuessen, welche an dem Ampfingerschen Weihnachtsbaume gehangen hatte; den hatte der Toni pietätvoll aufgespart. Noch gestern hätte diese unerlaubte Tat schlimme Folgen für das Kätzlein gehabt — aber heute schaute der Poet dem Werke der Vernichtung mit tiefsinnigem Kopfnicken zu. Das ironische Schicksal zeigte ihm mit dem Finger: das alles war nur für die Katze gewesen ...

Dann verzehrte Sigl ein Stück trockenes Brot und setzte sich an den Tisch, um zu arbeiten.

Gegen Mittag klopfte es an die Tür. Der Toni hörte höchst gleichgültig darüber hinweg; er war gar nicht neugierig, wer ihn besuchen wollte, und hatte den Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden.

Ja, völlig in Ruhe! Denn in seinem heimlichen Königreiche sollte ihn niemand wieder stören.

Er antwortete auch nicht, als es zum andernmale klopfte.

Aber dann ging die Tür ganz schüchtern und leise auf, und er wandte erstaunt den Kopf — —

„Gnädiges Fräulein!“ sagte der Poet kühl wie ein Herbstsee.

Sie blieb an der Tür stehen und sah ihn aus bittenden Augen an. Da erhob er sich doch und deutete höflich nach einem Stuhl.

Und der Toni saß ihr nun gegenüber, schlug ein Bein über das andere, trommelte zum Zeichen, daß er gestört worden sei, mit nervösen Fingern auf dem Tisch und schaute angelegentlich nach dem Fenster.

„Ich wollte —“ sagte sie.

„Zweifellos haben Sie wieder einen Auftrag für mich, eine Schreibarbeit. Aber es tut mir leid — ich kann mich gegenwärtig nicht mehr mit derlei Dingen befassen; meine Arbeit, meine Zeit — —; eine so ganz andersartige Tätigkeit — Sie verstehen — bekommt mir nicht. Nein, sie bekommt mir nicht! Ich muß in dem Kreise bleiben, der mir zugemessen und angemessen ist . . .“

Da legte Fräulein Marie ihren kleinen Schirm quer über seine Manuskripte und sprach: „Lieber Herr Anton Sigl — machen Sie mir nichts vor. Ich weiß ganz genau, daß Sie lügen. Sondern die ganze Geschichte ist: Sie sind gekränkt. Seien Sie still, wenn ich red'! Beleidigt und gekränkt sind Sie, und deswegen bin ich daheraufgekommen; weil ich mich entschuldigen will. Haben Sie gehört? Entschuldigen will ich mich!"

„Ich verstehe vollkommen!" sagte der Poet höflich.

„Seien Sie nicht so höflich, lieber Herr Sigl. Es tut mir weh. Wenn Sie mich eine Gans nennten, wär's mir lieber."

„Das würde ich niemals tun. Denn es gibt auch bei armen und häßlichen Menschen eine Art Höflichkeit — wenn sie auch nicht in Seide eingewickelt ist; aber dafür ist sie ehrlich und fällt nicht aus der Rolle, wenn sie gerade mag."

Da traten ihr die Tränen in die Augen. „Glauben Sie, daß Sie jetzt höflich gewesen sind?"

Er wurde unsicher und sah sie an. Herrgott — die Marie war ja am Weinen. Dem Poeten stieg es heiß auf. „Also gut. Wir wollen kein Verstecken spielen voreinander; dazu sind Sie mir zu lieb —

gewesen. Ich mach' Ihnen ja keinen Vorwurf wegen gestern abend, gewiß nicht. Der einzige Alberne bin ich gewesen, daß ich hab' glauben können: es paßte für mich, in einer so vornehmen und — reichen Gesellschaft zu sein. Das war die große Dummheit. Aber ich hab' eingesehen, wie grundverkehrt der Weg war, auf dem ich gehen wollte; Gott sei Dank, nun bin ich gescheit geworden! Wenn einer ein armer Teufel ist, dann soll er nur in seiner Dachkammer hocken bleiben. Alles andere ist Unsinn. Und hocken bleiben will ich! Herausziehen lass' ich micht nicht — wenn ich nicht aus eigener Kraft herauskomme. Wozu sollte das aber auch nützen? Unsereiner hat nur ein Recht auf das glückselige Morgen — — nur daß dieses Morgen nie kommt; aber das kann Sie nicht kümmern."

Er stand auf und wartete.

„Weiter sagen Sie mir nichts?"

„Es ist mir schon schwer geworden, das Vorige zu sagen."

„Also muß ich wohl fortgehen —"

„Ich habe kein Recht, Sie länger aufzuhalten."

Da nahm sie den kleinen Schirm vom Tisch und wandte sich nach der Türe. „Leben Sie wohl!"

Der Poet machte eine schweigende Verbeugung.

Dann war er wieder allein.

Und Anton Sigl setzte sich, um zu arbeiten. Aber es wollte heute nicht mehr gehen; denn es war ihm immer, als hörte er die Steine einer Brücke dumpf zusammenpoltern — einer Brücke, die er hinter sich abgebrochen hatte.

Als das Herdfeuer nahe daran war auszulöschen, zerbrach der Poet das dürre Weihnachtsbäumchen und stopfte die Äste mit kalter Genugtuung in das Ofenloch, samt den bunten Schleifen und den vergoldeten Nüssen und den blechernen Lichtertüllen. Dabei kam ihm ein Gedanke; er zog die Schublade auf und nahm das Pappkästchen heraus, in dem er das verdiente Geld aufzubewahren pflegte. Sieben Gulden waren noch darin, und vier davon stammten aus der Ampfingerschen Börse. Diese vier Gulden nahm Sigl, zog seinen Mantel an und ging fort. In der Kaufingergasse war ein feines Sattlergeschäft. Dort erstand er um vier Gulden einen prachtvollen Geldbeutel aus dreißigmal gespaltener Nilpferdhaut; es war der einzige dieser Art, den es in München gab, und Sigl wanderte befriedigt heim: nun hatte er für den letzten Rest, der ihm aus

einer lächerlich überspannten Zeit geblieben war, etwas gekauft, das ihm die ganze Nutzlosigkeit dieser abgetanen Zeit vor Augen führte. Oder gab es vielleicht etwas Sinnloseres als einen schönen Geldbeutel ohne Geld?

Als warnendes Symbol ließ er die Börse an einem Zwirnsfaden von der schiefen Balkendecke seiner Kammer herunterbaumeln, gerade über seiner Lagerstatt; so mußte er nun morgens und abends den ersten und letzten Blick auf das Zeichen der Torheit werfen — und das würde ungemein heilsam sein.

Überhaupt schien es, als ob jene Faschingsnacht, die lustig und voll froher Hoffnungen angefangen und doch für drei Menschen schmerzlich geendet hatte, alles weggewischt habe, was sich im Laufe eines friedlichen Jahres leise herangebildet hatte.

Nicht nur der Poet Anton Sigl zog sich gründlich verbittert von der Welt zurück, sondern auch Spitzweg begann ein einsames Hausen zwischen seinen vier Pfählen. Zwar erschien er noch regelmäßig an dem geliebten Kaffeetisch, aber er war schweigsamer und einödiger denn je; und zu dem verlassenen Toni mochte er schon gar nimmer

hinaufsteigen, weil er jeder Erinnerung an die sonderbare Shakespearenacht ängstlich auswich. Also wußte er auch nicht, was sich zwischen dem Poeten und der Marie zugetragen hatte, und konnte auch nicht ahnen, daß die betrübte kleine Ampfinger des öfteren an ihrem hellbraunen Schreibtische saß und einen erklärenden Brief an Gigl verfaßte, den sie dann aber regelmäßig wieder zerriß, weil sie doch eigentlich schwer gekränkt sein mußte durch die eiskalte Höflichkeit des Toni.

Ja — ganz abseitig voneinander lebten die drei und waren voll Eifer bemüht, alles vergangen sein zu lassen. Der Poet und der Maler wichen sich gegenseitig aus, weil jeder den anderen für den Glücklicheren hielt ...

Darüber kam der Frühling und schüttelte seine allergoldenste Laune über das Land. Alle Wintertrübsale wollte er fortlachen, streute blauen Enzian und schwergelbe Dotterblumen auf die Wiesen der Ebene, kränzte die Ufer der Seen mit blühenden Apfelbäumen und blies ein großes Leuchten und Flimmern wie Goldstaub in die helle Luft.

Ein atmendes Aufwachen ging durch die Welt.

Da hielt es Spitzweg nimmer aus in der grauen Häuserstadt und fuhr mit dem getreuen Schleich in das heilige Landl, nach Tirol hinüber. Am ersten Tage war er noch ganz verdumpft und konnte nur immer schauen und voll glückseliger Erkenntnis nicken. Aber dann leuchtete die alte Fröhlichkeit und der heimliche Schalk wieder in seinen Augen auf, und er schüttelte alle Winterdunkelheit ab, die sich wie ein griesgrämiger Nebelschleier um ihn gelegt hatte. In Innsbruck wollte Schleich umkehren — Spitzweg schüttelte energisch den Kopf, erklärte, wenn der Freund kein Geld mehr habe, so werde eben er das Weitere bezahlen, und lockte ihn damit fort, immer nach Süden, nach den seltsamen Städten Welschtirols, wo in den Gärten duftigrosa die Mandeln blühten und von den Berggipfeln noch der Schnee glänzte; wo italienisch redendes buntes Volk sich durch Laubengänge drängte, und wo doch in heimlichen Winkeln deutsche Gäßlein mit zufriedenen Giebeln und Erkern lächelten. Seinen ganzen glückhaften Leichtsinn fand er bei dem hellroten Landwein wieder, zeichnete fleißig und mit innigem Vergnügen und war genußhaft hinter den schwarzäugigen, reschen Weiblein her, in denen das Blut des Nordens und des Südens sich zu einer be-

sonders gelungenen Mischung zusammengefunden hatte.

Einmal, als sie droben auf der Mendel standen und nach der märchenschönen Kette des Rosengartens hinüberschauten, floß ihm das Herz über: „Herrgott! Den möcht' ich sehen, der daheroben nicht alles vergißt! Vergißt? No — wenigstens: sich darüberwegfreut. Überhaupt, wenn der liebe Gott seinen dummen Menschenkindern nicht das schöne Talent in die Wiegen gelegt hätt', daß man sich hinterher über jedes Unglück freuen kann — nachher tät' ich mich gleich aufhenken. Das wär' ein Bild: der Maler Carl Spitzweg hat sich, wie wir hören, angesichts des Rosengartens durch Erhängen entleibt. Haha! Aber ich tu's nicht. Nur freuen tu ich mich."

Und dann, als sie am Paß im Gasthause saßen, ließ er sich Papier und Schreibzeug geben und schickte einen Brief an Fräulein Marie Ampfinger in München. Darin stand nichts weiter als:

Das Leben ist kein Karussell,
Das sich im Kreise drehet —
Was einem nicht gefallen will,
Vergißt man, wenn man weitergehet.

Der poesieverständige Schleich lobte dieses Gedicht sehr, weil er durchaus nicht erraten konnte, was

eigentlich damit gemeint sei. Nur so viel ward ihm klar: daß hier eine wehmütige Erinnerung als abgetan gelten sollte. Aber es schien ihm, als ob das doch nicht so leicht sei; denn als Spitzweg den Brief drunten in Bozen auf die Post gab, wendete er ihn erst noch eine Weile nachdenklich hin und her und mußte sich einen gewaltsamen Ruck geben, um ein paar nebelgraue Gedanken abzuschütteln.

„Ja grüß Gott, der Herr Sigl!“ sagte Vater Ampfinger vergnügt und schlug dem Poeten auf die Schulter, daß durch den braunen Rock ein erschrecktes Zucken ging. Ampfinger riß den Toni mit dieser freundschaftlichen Gewalttat aus einem tiefen und wichtigen Nachdenken; denn Sigl stand vor dem kleinen Fenster einer Buchhandlung und hatte eben einen Einfall gehabt. Nun aber fuhr er herum und griff verwirrt nach dem Hute.

Ampfinger schüttelte ihm die Hand. „Was haben denn Sie da in der größten Mittagshitzen zu tun vor dem Fenster?“

„Ich hab' mir nur gedacht,“ sagte der Poet, „wie viele neue Bücher doch jedes Jahr gedruckt werden ...“

Der bürgerliche Lear nickte mitleidig. „Das is wahr! Das hab' ich mir auch schon gedacht. Wegen was muß es soviel Bücher geben? Wer hat

was davon? Der Verfasser doch gewiß net — wenigstens nach Ihnen zu urteilen —"

„Von mir ist noch gar kein Werk gedruckt worden."

„Nicht einmal gedruckt?"

„Nein. Ich schreibe nur Dramen."

„Werden denn die auch gespielt?" erkundigte sich Vater Ampfinger.

„Bis jetzt ist allerdings noch keines aufgeführt worden. Aber es kann noch kommen; vor vier Jahren hab' ich dem Hoftheater mein erstes Trauerspiel eingereicht; ich warte immer noch auf Bescheid ..."

„Vier Jahr? Oh mei! Sie — das ist ein unfruchtbares Kapital. Bierbrauen bringt mehr." Und Lear lachte behäbig, daß ihm die Hirschgrandln an der Uhrkette hüpften.

„Sehr einträglich ist es allerdings nicht," erkannte der Toni. Er kam sich plötzlich merkwürdig ratlos vor und vergaß in diesem Augenblick den philosophischen Grundsatz, daß allein die Besitzlosigkeit sorgenfrei mache.

„Von was leben Sie denn nachher, wenn man fragen darf?" Ampfinger ging langsam weiter, und Sigl verspürte ein sonderbares Verlangen, die Unterhaltung fortzusetzen.

„Fragen dürfen Sie schon, aber so recht antworten kann ich nicht. Je —: sehet die Lilien auf dem Felde!“

„So! Die Lilien auf dem Felde! Das ist gut. Wo kämen wir da hin, wenn ein jeder so denken wollt'? — Haben Sie schon gefrühstückt?“

„Gefrühstückt?“ staunte der Toni, „jetzt, um elf Uhr?“

„Nachher gehen Sie nur mit!“ Und Herr Ampfinger steuerte quer über den Marienplatz in die »Krone«. Dort erwischte er noch die letzten Weißwürste, und der Poet fand insgeheim, daß dies eine angenehme Art zu leben sei. „Recht lang haben wir uns nimmer gesehen!“ konstatierte Lear, indem er mißtrauisch den Schaum von dem schlecht eingeschenkten Kruge wegblies. „Recht lang. Wo waren Sie denn alleweil?“

Der Toni rückte unbehaglich hin und her, weil er die Wahrheit nicht sagen mochte. Er entschuldigte sich mit vieler Arbeit, aber damit hatte er kein Glück, denn Ampfinger ließ Dichten nicht als Arbeit gelten. „Wegen was dichten Sie denn überhaupt? Es hat ja doch niemand was davon, das haben Sie ja selber gesehen; und ein armer Teufel bleiben Sie dabei auch.“

Darauf konnte Sigl nun wieder nichts einwenden. Im Grunde genommen war gegen die Weltanschauung des Herrn Ampfinger überhaupt erstaunlich wenig einzuwenden... Draußen lag die Mittagshitze schwer und blendend auf dem Pflaster, und wenn man so in der kühlen Wirtsstube saß, ein gutes Bier trank, frühstückte und geruhig in das mühselige Treiben hinausblicken konnte, dann mußte man sich rein wundern, warum eigentlich nicht alle Leute hier drinnen saßen. Freilich — das Geld! Sigl trank und wurde sehr nachdenklich; in dem reichen Haus am Englischen Garten war ihm das Geld niemals begehrenswert erschienen — aber hier — jetzt — Der Toni hatte lange keinen vollen Deckelkrug mehr gesehen; denn seit er nicht mehr für die Marie schreiben mußte, war es ihm miserabel ergangen. Deshalb genoß er den plötzlichen Überfluß sehr, fast zu sehr. Das Bier stieg ihm in den Kopf und machte ihn denkfaul, so daß Vater Ampfinger auf seine teilnehmenden Fragen immer kärglichere Antworten bekam und schließlich ebenfalls in ein angenehmes Hindämmern versank.

Als es vom Rathaus herüber Zwölf schlug, trennten sie sich. Sigl stieg mühsam die steilen Treppen zu seinem Parnaß empor und war sehr

müde. Eigentlich hatte die Begegnung nichts Aufregendes gehabt — aber der Poet fühlte, daß in dieser Stunde sein ganzes Weltsystem einen folgenschweren Stoß erlitten hatte.

Er legte sich auf seine Matratze. Haha — da baumelte der vollkommen nüchterne Geldbeutel aus Nilpferdhaut von der Decke! Der hatte alles mit angesehen: wie der Toni glücklich gewesen war, weil er sich um nichts mehr sorgen mußte, und wie es ihm immer jämmerlicher gegangen, weil er nichts mehr verdiente. Deutlich mußte die vornehme Börse den Poetenmagen knurren gehört haben. Aber was hatte man mit dieser Lebensart erreicht?

Daß man in einer trostlos kahlen Dachkammer hockte, an deren schiefen Wänden die Mittsommersonne brannte wie das Höllenfeuer an dem Armsünderkessel!

Eine Hitze war schon — Herrgott ... Sigl griff schläfrig und in zerrissener Laune nach dem famosen Illusionsthermometer, das stets zwischen seinem Lager und der Wand eingeklemmt lag. Erst schaute er gedankenlos auf das gemalte Ding, dann zog er verächtlich die Mundwinkel herunter.

Und dann fuhr dem armen Poeten ein eiskalter Schrecken der Erkenntnis über das Herz.

Er sprang jäh in die Höhe und war plötzlich ganz wach ...

„So!“ sagte er laut und ging langsam durch die Kammer; er fuhr zusammen über seine harte und einsame Stimme. „So! Jetzt — jetzt sind wir so weit. Hab' ich's doch lange gefürchtet.“

Ganz deutlich ging ihm die Erkenntnis auf: wie verzweifelt er gegen das schleichende Gift der Unzufriedenheit mit allen Kräften gekämpft habe; wie er sogar die liebe Freundschaft mit Marie Ampfinger seiner Seelenruhe geopfert habe; und wie ihm jetzt dennoch der Vergleich seiner Armut mit jenem Wohlstande, in den er hineingeschaut, seine Traumwelt unausweichlich zerstört hatte. Die Kraft zu beglückenden Illusionen war versiecht — die schwere Sommerhitze ließ sich nicht mehr bannen durch die Einbildung!

Das war das Ende seiner heimlichen Erhabenheit.

Der Poet lehnte am Fensterkreuz und starrte mit weiten Augen über die Dächer. Es war ihm, als ob er ein Königreich von Seligkeit verloren habe; denn jetzt besaß er nicht mehr die Welt und konnte geschehen lassen, was ihm beliebte, sondern die unbarmherzige Welt besaß ihn. Stück um Stück war mählich von seiner Freiheit dahingegangen;

nun schlug ihn das Leben mit Wünschen und Erkenntnissen in Ketten.

Mitten in der Ruhe seines Herzens war damals ein goldglänzendes Gespenst vor ihm aufgetaucht: das Geld. Ein gefährliches Gespenst —: es konnte sich verwandeln wie der böse Zauberer im Märchen; lockend war es in vielerlei Gestalt erschienen; als ein dunkeläugiges Mädchen, als ein reiches Haus, als ein zärtlicher kleiner Weihnachtsbaum, als kerzenstrahlendes Fest — aus allen Dingen hatte es ihn gierig angefunkelt und warf nun endlich ein Netz über ihn. Damals konnte er sich noch einmal frei machen und zerriß mit einem grausamen Rucke die enggewebten goldenen Maschen. Aber tief im Innern saß ihm doch das lockende Gift und stahl aus dem Königsschlosse seiner unsichtbaren Welt einen Stein um den anderen.

Und heute war alles zusammengebrochen, was er noch mit verzweifelter Kraft hatte halten wollen. Eine flüchtige Begegnung, ein leichter Stoß hatte die Zerstörung vollendet — jetzt stürzten die Trümmer wüst und erbarmungslos übereinander, und aus dem aufwirbelnden Staube grinste ihn das Gespenst mit unverhüllter Fratze an, zufrieden, weil es dem Poeten sein Reich vernichtet hatte; zufrieden, weil er nun nichts, nichts mehr besaß —

nicht einmal die schöne Illusion. Heute hatte das Geld sein Werk vollendet.

Nur eines blieb ihm: er konnte trauern um die verlorene Welt glückmächtiger Träume.

Immer über die braunen Dächer starrte Sigl und hörte die Trümmer seiner wunschlosen Einsamkeit übereinanderstürzen; bis sich die Sonne hinter dem Petersturm neigte und nur noch ein schmales rotgoldenes Band durch die Stube spannte.

Da trat der Poet an den Tisch und hatte eine bittere Furche um den Mund. Er schichtete seine Manuskripte zu einem Stoß, kramte halbvergessene Blätter aus der Schublade, suchte in den Kästen — und als er nichts mehr fand, warf er das Papier vor den Herd. Er rückte einen Stuhl heran, zerknitterte die Manuskriptblätter und schob eines nach dem anderen in den Ofen, bis der rußige Raum voll war. Dann hielt er einen brennenden Span hin und ließ das Feuer nicht ausgehen, solange er noch etwas hineinzuwerfen hatte. Auf diesem Scheiterhaufen opferte der Poet seine Dichterseele dem großen Moloch Wirklichkeit.

Und am anderen Tage las er die alten Schweinslederbände zusammen, die Tragödien des Äschylus und die Trauerspiele des Seneca und die Werke

des Calderon, ging zu einem Antiquar und verkaufte sie um dreißig Silberlinge. Für das Geld erstand Sigl ein paar feine Stiefel, einen neuen Hut und das Buch »Über den Umgang mit Menschen«. Diese drei Dinge sollten sozusagen die Grundlagen des neuen, erdnahen Lebens sein, das er kühl beginnen wollte, nachdem die Ikarusflügel seiner Illusionen zerbrochen waren. Die Stiefel mußte er haben, weil der welterfahrene Deutelmoser einmal gesagt hatte: ein Kaiser mit schiefen Absätzen sei ein Lump, aber ein Lump mit anständigen Schuhen sei ein Kavalier. Den Zylinder brauchte der Toni, weil er mit dem Hute in der Hand weit zu kommen hoffte. Und den Umgang mit Menschen mußte er gründlich lernen; denn er kannte die Menschen gar nicht, sondern er hatte sie immer nur nach seinem Bilde geschaffen — sie waren auch danach! dachte Sigl wehmütig.

Als Spitzweg Ende Juli von seiner langen Fahrt durch das lustige Leben zurückkam, hingen graue Regenschleier um die Kuppeln der Frauentürme, und das holperige Pflaster glänzte vor Nässe. Der Maler war sehr zufrieden darüber, denn die ewige Sonne war ihm fast langweilig geworden, und er sehnte sich nach einem recht

griesgrämigen Wetter, bei dem man nichts tun konnte als arbeiten.

Daheim fand er ein Papier, das Sigl durch die Türspalte geschoben hatte: er habe ihn besuchen wollen und werde nächstens wiederkommen. Spitzweg las und wunderte sich, wie lange er nicht mehr an den Poeten gedacht habe — — ach so —; der Maler seufzte: kaum war er wieder in seinen vier Wänden, so krochen auch schon die trübseligen Erinnerungen über ihn her.

Richtig klopfte es eines Tages, als draußen der dicke Nebel zwischen den Dächern stand, und Herr Anton Sigl trat mit einer merkwürdig gemessenen Verbeugung herein. In der Hand trug er einen kleinen Korb, aus dem ein Tuchzipfel hervorlugte.

Spitzweg war herzlich vergnügt, den Freund wiederzusehen. Aber der Poet schien ihm sonderbar verändert. Er setzte sich auf die Stuhlkante, hielt einen funkelnagelneuen Zylinderhut steif auf den Knieen und hatte seine Halsbinde geradezu sorgfältig geknüpft.

„Haben Sie ein Terno in der Lotterie gehabt?" fragte der Maler mit neckender Neugier.

„Ich setze nicht mehr im Lotto —" sagte Sigl mit unbewegtem Gesicht, „— in keiner Beziehung!" Dann besann er sich einen Augenblick und fuhr

automatisch fort: „Ich hoffe, das Wetter war Ihnen auf Ihrer Reise günstig. Haben Sie gute Unterhaltung gehabt? Sind Sie mit der Post oder Extrapost gefahren? Beides hat seine Vorzüge und Nachteile. War Ihr Quartier immer angenehm? Man trifft es bisweilen schlecht damit...“

„Mensch!“ sagte Spitzweg grenzenlos erstaunt, „ja Sigl! Was ist denn mit Ihnen? Sind Sie verrückt? Sie sagen ja ein ganzes Komplimentierbuch her —“

Der Poet duckte sich und war sehr betreten. „Oh — haben Sie das gemerkt? Das sollten Sie nicht. Es zeigt mir, daß ich mir noch nicht den notwendigen freien Ton angeeignet habe. Aber es wird schon werden.“

Spitzweg wußte nicht, was er davon halten sollte. War der Toni vielleicht noch von jener Shakespearenacht her gekränkt? Ganz vorsichtig tastend fragte der Maler: „Was haben Sie mir denn da mitgebracht?“ und deutete auf den Korb, der neben Sigls Stuhl stand.

Da schaute der Toni hinunter und sah dann Spitzweg mit einem Blicke an, in dem eine ganze Welt von innerem Elend und Zerbrochenheit lag. Er hob den Korb zu sich herauf und drückte den Deckel beiseite. „Ja — das ist — das hab ich Ihnen

geben wollen." Der Poet neigte den Korb ein wenig —: seine kleine graue Katze lag darin.

Der Maler blickte ratlos zu dem Freund hinüber.

Der hatte den Kopf ein wenig gesenkt, und plötzlich tropften ihm die dicken Tränen aus den Augen und fielen auf die kleine graue Katze, die verwundert zu ihm aufschaute. „Nämlich —" sagte er mühsam, „ich hab es eingesehen: es geht nimmer so weiter mit mir, und ich muß ganz von vorn anfangen mit der Welt ... und da hab' ich alles weggeschafft, was mich an früher erinnert, und hab' gedacht, daß vielleicht Sie meine Katze nehmen könnten — weil sie doch gar so ein gutes Tier ist und mit Liebe behandelt werden muß —" Und da schlug der ganze Schmerz um das verlassene Königreich über dem Poeten zusammen; der Jammer lief ihm aus den Augen, und er weinte bitterlich, ganz stumm und beschämt — aber es war nimmer aufzuhalten.

Spitzweg ahnte den Grund; er fragte nicht, sondern wartete schweigend, bis Sigl sich wieder fassen konnte. Dann ließ er sich alles erzählen.

Der Poet hatte die kleine Katze aus dem Korb genommen, hielt sie in den Armen wie ein Kind, sah zärtlich auf sie herunter, schluckte hin und

wieder ein wenig und berichtete, wie es mit ihm gegangen sei. Der Maler hörte zu und nickte ingrimmig —: Das war wieder einmal die vorzügliche Welt, die ausgezeichnete Welt, die gar nicht besser sein konnte.

Spitzweg schwieg auch noch, als der Poet schon lange geendet hatte.

Schließlich sagte er: „Ja. Da blieb Ihnen freilich nichts weiter übrig. Wenn einem das Ideal weggenommen worden ist, dann muß er aufhören. Ja. Die Hoffnung auf das Morgen muß unsereiner haben — sonst ist es nichts mehr. Und die haben Sie nicht mehr. Nun hat die Welt einen ewigen Hochzeiter weniger."

Sigl verbiß seinen Schmerz und stand auf.

Aber der Maler nahm ihm die kleine graue Katze behutsam aus den Armen und legte sie in den Korb zurück. „Die nehmen Sie nur wieder mit. Denn etwas Unschuldiges muß der Mensch um sich haben — verstehen Sie das? Etwas, das mit dem ganzen Elend so rein gar nichts zu tun hat, etwas, für das es weder Gut noch Böse gibt. Die Tiere sind das einzige Stücklein Paradies, das uns alten Sündern geblieben ist. Warum wollen Sie auch noch dieses Stücklein hergeben?"

„Recht haben Sie!" sagte Sigl. Er nahm den Korb und ging.

Spitzweg blieb mitten in der Stube stehen und blickte nachdenklich hinter ihm her; er hatte seine wehmütigen Augen, aber auf den Lippen lag ihm ein kleines Lächeln; denn der Sonnenschein, der ihm noch von seiner Wanderfahrt im Herzen leuchtete, wollt' ihn glauben lassen: daß es schon wieder besser werden würde.

—

Ein paar Nebeltage lang saß Anton Sigl in seiner kahlen Dachkammer, suchte sich mit dem neuen Leben abzufinden, das er beginnen mußte, und geriet in ein großes Erstaunen darüber: mit welcher Unbefangenheit er es doch immer hingenommen hatte, daß die verwöhnte Marie Ampfinger in diese armselige Behausung heraufgekommen war.

Als die Sonne dann alle feuchte Trübsal weg-schob, kleidete er sich mit möglichster Sorgfalt — er benutzte dazu sogar einen kleinen Spiegel — steckte den vornehmen Nilpferdbeutel in die Tasche, klemmte seinen Spazierstock mutig unter den Arm und tat den ersten Schritt in die neue Welt ohne Götter: er machte einen Besuch im Hause Ampfinger.

Vor dem eisengeschmiedeten Gittertor stand eine Kutsche, mit Körben und Koffern gepanzert.

Und drinnen im Hause sah es nach Abreise aus; Gazeschleier waren um die Kronleuchter gehüllt,

über die feinen Möbel spannten sich Bezüge aus buntem Kattun, und überall roch es mottenfeindlich nach Pfeffer. Dazu waren die Fensterläden schon geschlossen, so daß eine unsichere, kühle Dämmerung in der Stube lag, in der Gigl warten mußte.

Dann ging die Tür auf und Marie trat herein. Noch geblendet von dem heißen Sonnenlichte draußen, konnte sie den Poeten zuerst nicht erkennen. Aber als er ihr seine tadelloseste Verbeugung machte und mit Grabesstimme sagte: „Gnädiges Fräulein . . . !" — da erschrak sie fast und war froh, daß das Zwielicht einen Schleier über ihr Erröten zog.

„Der Herr Gigl — der Poet — —"

„Mehr Gigl als Poet!" sagte er mit einer Ruhe, als spräche er von einem Dritten. „Endlich finde ich wieder einmal Gelegenheit, bei dem gnädigen Fräulein vorzusprechen. Hm. Wenn ich mich recht erinnere, war ich etwas einsilbig, als wir uns das letzte Mal sahen. Ich bitte deswegen um Entschuldigung; gewisse Stimmungen — nun, ich hoffe, daß Sie mir mein ungewöhnliches Benehmen nicht verübelt haben." Gott sei Dank! Das war das Schwerste gewesen. Der Toni atmete erleichtert auf und fühlte, wie er nun sicherer

werden würde, zumal sie ihm ganz herzlich die Hand bot und sagte: „Sie brauchen sich gar nicht zu entschuldigen; aber erlassen Sie's auch mir. So froh bin ich, daß Sie wieder einmal daher kommen . . .!"

„In der Tat. Ich — ich habe gegenwärtig so viel freie Zeit, daß es mir ein Vergnügen wäre, wenn das gnädige Fräulein wieder einen gelegentlichen Auftrag für mich hätten — vielleicht auch, daß der Herr Ampfinger selber jemanden braucht . . ."

„Das glaub' ich schon," behauptete sie und war glücklich, weil der Poet nur wieder da war. „Ich werd' mit ihm reden. Er ist nämlich schon nach Starnberg hinaus mit dem Gärtner; Sie sehen ja, daß hier alles zugeschlossen wird. Heute nachmittag fahr' ich ihm mit der Mutter nach." Und sie berichtete, daß sie der größten Augusthitze aus dem Wege gehen wollten: draußen am Starnberger See habe der Vater ein Landhaus.

„So, so!" sagte Gigl und dachte: die Leute müssen ein heidenmäßiges Geld haben.

„Ja, ich will's ihm ausrichten, gelt? Vielleicht ist es am besten, Sie kommen einmal selber hinaus. Wohnen Sie noch im Tal?"

Er nickte und schwang sich zu einem angedeuteten Handkuß auf, der über alles Erwarten gut gelang. Dann ging er.

Die zierliche Marie blickte ihm völlig erstaunt nach —: der war ja geradezu höflich geworden! Und gar nicht mehr genial war er — hm, als er noch eine hellblonde Mähne geschüttelt hatte, war er ihr eigentlich lieber gewesen; denn jetzt sah er einigermaßen alltäglich aus. Oder war es vielleicht nur das unsichere Zwielicht? Fräulein Marie Ampfinger ahnte, daß hier etwas vorgegangen sei, um das sie nicht wußte; und sie nahm sich vor, es schleunigst zu ergründen.

Und dann hüpfte sie in den hellen Sonnenschein hinaus und war von Herzen glücklich, daß der Toni wieder zu ihr gekommen sei, der liebe Kerl, der verrückte.

Gleich am Abend, als sie in Starnberg angelangt waren und auf der Terrasse saßen, ging sie dem gutmütigen Lear um den Bart und erreichte auch, daß er eigenhändig ein Billet an Gigl schrieb und ihn einlud, auf ein paar Tage herauszufahren, weil er geschäftlich mit ihm sprechen müsse. Geschäftlich! Darauf bestand die Marie; Vater Ampfinger schüttelte zwar den Kopf, denn er wußte durchaus nicht, wozu er einen Schreiber

oder Sekretär gebrauchen sollte; aber er setzte doch das wichtige Wort aufs Papier, damit der hübsche Quälgeist eine Ruhe gebe. Im Grunde genommen war es ihm ganz lieb, daß ihm ein Mannsbild Gesellschaft leisten sollte, weil man mit den Frauenzimmern doch kein vernünftiges Wort reden konnte . . . und außerdem war dieser Sigl ein Poet, also ein immerhin merkwürdiger und interessanter Mensch — mindestens so merkwürdig und interessant wie ein Krokodil oder ein Kamel mit drei Höckern oder ein Kalb mit zwei Köpfen. Übrigens — seitdem der König es in Mode gebracht hatte, war es zweifellos vornehm, sich einen Künstler zu halten.

Als der Toni diesen Brief erhielt, saß er eine volle Stunde lang tiefversonnen da und starrte auf seine Stiefelspitzen; voriges Jahr hätte er einen Juchzer getan und wäre im Zimmer herumgestürmt; aber heute baute er keine Luftschlösser mehr und zwang sich, alles mit nüchternen Wirklichkeitsaugen zu betrachten. Also überlegte Sigl genau, was er jetzt klugerweise tun mußte, und das Ergebnis war, daß er zu Deutelmoser ging und ihm ein Betriebskapital von zwanzig Gulden abborgte.

Der Donisl gab ihm das Geld bereitwillig,

aber die getreue Haushälterin Philine zog die Stirn in Falten.

„Schulden machen?“ fragte sie in unangenehmer Verwunderung, „ja Toni — seit wann tust denn Du das? Geht's denn gar nimmer mit dem Dichten?“

„Nein, es geht gar nimmer! Eben deswegen tu ich's ja. Aber darum brauchst Du nicht zu kümmern, gelt?“

Philine staunte. Was war aus dem nachgiebigen Bruder geworden, der stets so lenksam gewesen? Und jetzt fiel ihr auch ein, wie lange sie ihn nicht mehr gesehen hatte! Ja, die Haushälterin nahm einen doch sehr in Anspruch, zumal der Donisl immer bequemer und paschamäßiger wurde . . .

„Und wie schaust denn aus? Grad elegant kommst daher!“

Der Toni warf ihr einen unbehaglichen Blick zu und überhörte diese Schicksalsfrage mit großem Erfolg. „In vier Wochen bring' ich Ihnen das Geld zurück!“ sagte er zu Deutelmoser und empfahl sich rasch, um weiterer Neugier auszuweichen; denn für innere Wandlungen hatte die Philomena beklagenswert wenig Verständnis. Wozu sollte er auch sein ganzes Unglück noch ein-

mal aufwirbeln lassen? Es war nun einmal so, und für Kopfhängereien war in der Welt verzweifelt wenig Platz — soviel hatte er schon gemerkt.

Für die zwanzig Gulden aber kaufte Sigl sich vornehme Wäsche und einen Reisekoffer; er behielt gerade noch so viel übrig, als die Fahrt nach Starnberg kosten würde.

Dann gab er den Schlüssel zu seiner Dachwohnung der alten Frau, die unter ihm hauste, und bat sie, sich um seine kleine Katze zu kümmern. Sie versprach es, und der Toni reiste am anderen Morgen ab, elegant, kühl und tödlich zugeknöpft wie ein ganzer Friedhof.

Der Lakai, der Sigl von der Post in Starnberg abholte, hatte ein noch etwas hochachtungsvolleres Gesicht als sonst; denn daß die Herrschaft jemanden einlud, kam selten genug vor, und sie mußte schon besondere Gründe dafür haben; jedenfalls war es klug, sich mit dem Fremden wohl zu vertragen, zumal dieser neuerdings einen erstaunlich vornehmen Eindruck machte.

Das gleiche erstaunte Gefühl hatte auch der alte Ampfinger, als Sigl durch die Gartentür trat. Der rundliche Lear trug eine graue Jäger-

joppe mit grünen Borten und Hirschhornknöpfen und hielt die Tabakspfeife zwischen den Zähnen, wie man sich das auf dem Lande wohl erlauben durfte. Und hier kam nun ein tadellos gekleideter Stadtmensch im knappen blauen Gehrock und hellen Beinkleidern, hatte gekräuselte Manschetten und ein weißseidenes Halstuch und einen grauen Zylinder . . . Vater Ampfinger wurde geradezu unsicher, wenn er an seiner eigenen Armseligkeit heruntersah.

Und dann wirbelte die Marie vom Hause her durch den Garten, schüttelte dem Poeten die Hände und war so beglückt über seine Ankunft, daß sie gar nicht merkte, wie höflich und zurückhaltend er auf ihre Fragen antwortete. Aber beim Abendbrot fiel ihr seine kühle Gelassenheit auf und sie mußte sich wieder heimlich wundern, wie neulich in München.

Irgend etwas schien ihr da nicht in Ordnung; und weil Sigl so gar nicht auf ihre kaum versteckte Neugier einging, sondern allen Erkundigungen auswich, beschloß sie, ihn bei einer Gelegenheit ins Verhör zu nehmen, wo er ihr nicht auskommen konnte.

Am anderen Vormittage fand sie den Toni im Garten und spazierte mit ihm weiter. Es war

ein Tag, an dem der liebe Gott in seiner allerbesten Laune ist. Das Sonnenlicht rieselte durch den Morgendunst und spann Goldfäden durch die hohen Buchen und um die hängenden Weiden, die am Seeufer standen. Ganz zärtlich und leise schmiegten sich die kleinen Wellen über den warmen Sand heran, spielten ein wenig um die Steine und vergingen. Der leuchtende Frühnebel dampfte noch über dem Wasser und verhüllte die jenseitige Welt.

Gigl atmete tief und ließ sich den sanften Wind durch das Haar schmeicheln. „So schön haben Sie es hier!" sagte er genießend, „so schön! Es ist, als ob dieses Haus und dieser Garten allein eine glückselige Insel wäre, von der keine Brücke hinüberführt in die lärmende Welt; wie eine strahlende Mauer baut sich der duftige Nebel ringsherum und läßt nichts hereindringen. Hören Sie nur, wie die Vögel jauchzen! Das Herz möcht' einem zerspringen vor Freude über alle diese Schönheit. Und wie der weiße Kahn auf dem Wasser liegt . . .!"

Marie ließ sich von seinen Worten wiegen, und es schien ihr, als ob der Garten mit dem lichten See noch nie so schön gewesen sei als jetzt, da einer diese Schönheit aussprechen konnte.

Sie wurde ganz andächtig. „Jetzt begreif' ich zum erstenmal, warum Ihr Dichter auf der Welt seid: damit Ihr den anderen Menschen die Augen aufmacht —"

Aber Sigl richtete sich steif auf, und die reiche Freude in seinem Gesicht war plötzlich verschwunden. „Sie irren sich sehr!" sagte er kühl und zurückgedämmt, „ich bin kein Dichter. Ich habe mir das vollkommen abgewöhnt."

Er wollte weitergehen.

Aber sie stellte sich ihm in den Weg und legte ihre Hand auf seinen Arm. „So! Jetzt bleiben Sie da stehen und laufen mir nicht fort! Was soll das heißen? Was ist Ihnen passiert? Ach, ich hab's wohl gemerkt, daß Sie etwas Trauriges mit sich herumtragen, wenn Sie auch nicht danach tun. Jetzt sagen Sie mir das. Hier, augenblicklich!"

„Lassen Sie mich nur gehen," sagte er mühsam und blickte an ihr vorbei, „was hilft's? Ich werde schon allein zurechtkommen damit, nur Zeit brauch' ich."

Sie schaute ihn aus großen, dunklen Augen an und hatte ein Zucken um die Lippen. „Auch mir können Sie's nicht erzählen? Auch mir nicht?"

Da wurde es dem Poeten doch schwindlig ums Herz und er spürte, wie seine starre Gelassenheit

zerschmolz. „Es ist ja eine lange Geschichte, und —"

„Ich versteh' schon!" nickte sie, zog das weiße Boot an der Kette heran und stieg hinüber. Nun war sie schon wieder ganz das resolute Münchner Kind, das mit unbekümmerten Händen in das Leben hineinpackt. „Daher gehen Sie! Also?"

Dem wehmütigen Toni blieb nichts weiter übrig, als zu gehorchen. Er setzte sich an das Steuer; sie warf die Kette los, legte die Ruder aus und fuhr in den lichten Frühnebel hinein.

Um die Mittagsstunde suchte Frau Ampfinger ihre Tochter Marie. Durch Haus und Garten rief sie nach ihr, aber es antwortete niemand — nicht einmal der allzeit gefügige Lear, denn der saß irgendwo beim Frühschoppen. Bis in den oberen Stock des ländlichen Hauses lief Mutter Ampfinger, schaute in alle Stuben und trat schließlich auf den hölzernen Balkon hinaus, der wie eine bunte Kante rings um das Haus lag und rote Nelken nach dem Garten hinunterhängen ließ. Ein wenig außer Atem und halb ärgerlich lehnte sie sich an das lustig durchbrochene Geländer und schaute über den baumschattigen Rasen auf den See hinaus.

Aha!

Sie kniff die etwas kurzsichtigen Augen scharf zusammen — da drüben, gegen Leoni hin, das war ja wohl der weiße Kahn, den sie im vorigen Jahre gekauft hatten. Und natürlich war die pflichtvergessene Marie wieder einmal durchgebrannt, anstatt vor dem Küchenherde zu stehen. Frau Fanny lächelte nachsichtig: eigentlich konnte sie's dem Kinde nicht verdenken; so jung — und solcher Sonnenschein!

Aber da flog eine bedenkliche Wolke plötzlich über ihr gutes rundes Gesicht, das noch eben wie ein Junihimmel geglänzt hatte; denn es wollte ihr scheinen, als ob die Marie nicht allein in dem hellen Boot spazierenrudere. Ein gewisses Etwas bewegte sich da noch, und Mutter Ampfinger vermutete, daß das der Poet Anton Gigl sei — denn wo sollte er sonst wohl stecken? Nun war Frau Fanny eine Münchnerin und also nicht gerade engherzig, was junge Leute anbetraf . . . dennoch aber erwachte jetzt ein nicht ganz unerklärliches Interesse in ihr: warum und wie ihre Tochter mit diesem angenehmen Habenichts vor aller Welt auf dem See herumgondelte.

Frau Fanny griff nach der Stelle, wo sonst ihr

Lorgnon vom Gürtel herunterbaumelte. Natürlich hatte sie dieses nützliche Instrument in der Wohnstube liegen lassen. Also trat sie von dem Balkon in das Zimmer zurück und wollte rasch nach dem Augenglas laufen.

Aber es kam ihr ein höchst gescheiter Einfall. Hingen da nicht an der Wand die Jagdflinten des Vaters Ampfinger? Ein ganz neumodisches Gewehr war darunter; das hatte ein Fernrohr auf dem Laufe — hihi! man konnte sich das Treppensteigen sparen! Vorsichtig nahm Frau Fanny die Flinte von der Wand und ging damit wieder auf den Balkon hinaus. Erst schaute sie fürsorglich oben in den Lauf hinein: ob die Waffe auch nicht geladen sei . . . Aber leider ließ sich das nicht erkennen.

Und nun stellte sie sich sachgemäß in Positur und nahm den weißen Kahn aufs Korn.

In diesem Augenblicke trat unten im Garten Herr Ampfinger zwischen den Bäumen hervor und wollte quer über den Rasen nach dem Hause steuern. Er war ahnungslos und tiefbefriedigt von der Beschaffenheit des Tutzinger Schloßbräus. Heiter erhob er seine Augen — — — und sah oben auf dem Balkon seine Frau stehen, die das Gewehr anlegte.

Völlig versteinert und sprachlos blieb er stehen und starrte hinauf.

Und in der nächsten Sekunde sah Vater Ampfinger seine Frau wanken. Der Schuß krachte fürchterlich durch die friedsame Mittagsstille — das täuschend naturähnliche Gipsreh auf der Wiese tat einen Hupfer und fiel um — — und dann war alles wieder ruhig.

Aus zwanzig Schritt Entfernung auf Gipsrehe zu schießen war zweifellos ein eigentümliches Vergnügen. Noch mehr aber wunderte sich Herr Ampfinger, daß seine Frau, die niemals in ihrem Leben krank gewesen war, plötzlich und unverkennbar ohnmächtig wurde. Er setzte sich mit unbeschreiblicher Schnelligkeit in Bewegung, sauste ins Haus und hastete die Treppe hinauf nach dem Balkon.

Da lehnte Frau Fanny am Türpfosten und war blaß; in der Hand hielt sie noch die Flinte.

„Was ist denn?" schnaufte er und war sehr ängstlich.

Aber sie konnte nicht antworten; denn der erlösende Gedanke, daß jetzt eine mitfühlende Seele neben ihr stehe, brach den letzten Rest ihrer aufrechten Energie — und sie sank dem Gatten in sanfter Bewußtlosigkeit in die Arme.

Zu Tod erschrocken fing er sie auf und trug sie hinein auf den Divan, rieb ihr die Stirn mit Branntwein und wußte vor Aufregung nicht aus noch ein.

Als der Schuß in den Sommerfrieden hineinschmetterte, hatte nicht nur das Gipsreh auf der Wiese einen entsetzten Hupfer getan. Sondern auch Fräulein Marie Ampfinger, weit draußen auf dem hellblauen Wasser, fuhr in die Höhe und sah nach dem väterlichen Hause hinüber.

Und gerade wie der ängstliche Lear fragte Herr Anton Sigl: „Was ist denn?"

Die plötzliche Störung war ihm sehr zuwider. Denn bereits seit einer Stunde saß er nicht mehr am Steuer, sondern neben der hübschen Marie, hatte den Arm um ihre Taille gelegt und küßte sie, völlig weltvergessen und gar nicht nach den Regeln des Komplimentierbuches.

Herr Anton Sigl konnte dies um so unbefangener tun, als er das Bewußtsein hatte, daß er gewiß nicht daran schuld sei. Sondern er hatte sich auf ihre Bitten endlich dazu bequemt, sein ganzes Glück und den Zusammenbruch seines unsichtbaren Königreiches zu erzählen. Sehr wehmütig war er dabei geworden und vergaß alle

guten Vorsätze, eine vollendete und kühle Haltung zu bewahren; sein trauriges Herz legte er vor das Mädchen hin und sagte: „So ist es, wenn ein Mensch leise und unaufhaltsam aus seiner allereigensten Welt hinausgedrängt wird durch eine fremde Gewalt, die sich mit eiskalten Augen vor ihm aufrichtet, wenn er sich in ein schönes Land hinüberträumen will, und die ihm lockende Worte zuraunt, wenn er sich mit seinem engen Glücke bescheiden will ... Ja, nun liegt alles zerbrochen da, was seit Jahren meiner Seele Seligkeit gewesen ist." Ohne etwas zu verschweigen und ohne etwas hinzuzufügen, hatte er ihr das alles erzählt.

Und die kluge Marie war auch wehmütig darüber geworden, verstand den armen Poeten und erkannte, daß sie ein großes Teil der Schuld habe. Wenn Frauen reumütig und mitleidig werden, ist es nur noch ein Schritt bis zu einer linden Zärtlichkeit. Also beugte sie sich sanft zu ihm hinüber und strich ihm tröstend über das helle Haar; und er schwieg dazu wie ein kleiner Vogel, der aus dem Nest gefallen ist, und den eine weiche Hand behutsam streichelt; und dann setzte er sich neben sie. Erst küßten sie einander, weil sie gar so unglücklich waren, und dann, weil sie gar so glück-

lich waren; woraus man sieht, wie nahe sich die Gegensätze liegen. Unvermerkt lachte die Sonne den Schleier des Frühdunstes fort, der frische Duft des Wassers wob um den Nachen, und ein großes Goldglitzern der Freude zitterte um sie herum. Da fühlte der Poet, daß es nicht nur in Traumkönigreichen, sondern auch auf der wirklichen Welt leuchtende Stunden gebe, und er ward froh und glücklich darüber — aber am Ufer Frau Fanny verlor ebendaselbst das Bewußtsein und erschoß ein Gipsreh.

Es ist ja alles nicht so schlimm! es ist ja alles nicht so schlimm! kicherten gerade die kleinen Wellen versöhnlich und plätscherten um den weißen Kahn wie eine Schar von schillerflügligen Amoretten, die nach der leise schwirrenden Musik des Mittags Reigen tanzen. Aber „Bumm!" sagte es da plötzlich drüben am Ufer, und es war, als ob der Teufel mit einem unverschämten Paukenknall in das zärtliche Allegretto hineinplatzte.

Die anschmiegsame Marie fuhr lauschend in die Höhe. „Das war doch bei uns . . ."

Verdutzt und durch sieben Himmel gefallen schaute sie den Toni an. Der schüttelte erstaunt den Kopf und setzte sich eilig an den Steuerplatz zurück.

Dann ruderten sie auf den Ampfingerschen Garten zu und benützten die Zeit, um wieder ganz höflich aussehen zu lernen.

Droben auf dem Diwan war Frau Fanny wieder zu sich gekommen, als die beiden in die Stube traten; aber sie schwieg wie eine unheilschwere Nacht.

Sie erblickte ihre Tochter, sagte „Hu!" und drehte sich nach der Wand.

Wenn jemand einen Fleck auf dem Gewissen hat, dann bekommt er ein merkwürdig scharfes Ohr für Andeutungen. Und der Marie war es während der letzten Viertelstunde eingefallen, daß sie nun eigentlich ihr Gewissen moralisch befleckt fühlen müßte. Deshalb verstand sie auch jetzt erstaunlich gut, was die Frau Mutter sagen wollte, und als sie vollends das Zielfernrohr sah und von dem Vater hörte, was er erlebt habe, übersah sie die Lage mit bewundernswertem Scharfsinn.

Sie schob also die beiden Männer zur Tür hinaus, flüsterte dem Toni noch zu, daß er schweigen solle, und blieb mit Frau Fanny allein.

„Ich denk', daß es bald Essenszeit ist . . ."

Aber Mutter Ampfinger rührte sich nicht und

fuhr fort, angelegentlich die blaugetünchte Wand zu betrachten.

Da setzte sich die Marie mutig entschlossen zu ihr auf den Divan. „Ich weiß schon, was Du denkst. Aber es ist alles verkehrt!“ Und dann fing sie an zu erzählen, wie es gekommen sei, und warum, und daß sie sich hiermit dem Poeten Anton Sigl verlobt fühle und ihn sogar heiraten werde. Punktum.

Während dieses Berichtes drehte sich Frau Fanny ganz langsam von der Wand ab; denn was sie zu hören bekam, war dermaßen interessant, daß man den ganzen Skandal darüber vergessen konnte. Gab es das überhaupt: daß jemand so arm war? So arm? Und die Marie erzählte alles so aus dem innersten, mitleidigen Herzen heraus — — Frau Fanny wurde geradezu gerührt und dachte gar nicht mehr daran, daß sie so schmählich hintergangen worden sei.

Aber ganz zum Schluß fiel es ihr wieder ein. „Warum hast denn Du mir gar nichts davon gesagt?“ Und sie begann zu schluchzen — teils aus Rührung und Mitleid, teils vor Wehmut, weil sie nun völlig ausgeschaltet sein sollte. Da erkannte die diplomatische Marie, daß sie es sehr richtig angefangen hatte, und war so glücklich darüber, daß

sie der Mutter um den Hals fiel. Nun weinten sie alle beide.

Endlich, als brummend die Uhr schlug, besann sich Frau Fanny, sagte erschrocken: „Jessas — die Knödel!“ und lief hinunter in die Küche, gefolgt von ihrer Tochter, die nun bei den Vorbereitungen für das Mittagessen einen niegesehenen Eifer an den Tag legte.

Bei Tische drückte Frau Fanny dem Poeten, der sich einigermaßen unsicher fühlte, heimlich die Hand, zum Zeichen, daß sie schon alles in Ordnung bringen werde; und die Marie zwinkerte ihm beruhigend zu. Der besorgte Lear merkte mit männlicher Harmlosigkeit von alledem nichts und ließ sich obendrein noch eine haarsträubende Lügengeschichte aufbinden: wie das eigentlich gekommen sei mit dem Schuß.

„Grad schad is' um das schöne Reh!“ sagte er zum Schluß vollkommen beruhigt.

Aber nach dem Essen, als er nach all der Aufregung einen verdienten Mittagsschlaf tun wollte, winkte ihn Frau Fanny neben sich auf das Kanapee, schickte die beiden jungen Leute hinaus und redete. Erst war er völlig perplex. Dann bedenklich. Dann einverstanden.

„Nur daß er so garnix hat!“ meinte Mutter Ampfinger zum Schluß enttäuscht.

„No — dafür haben's ja wir!“ sagte er sehr zufrieden. „Er ist halt ein Künstler, und von heut an bin ich sein Mäcen.“

„Mäcen?“

„No ja, weißt — das war ein griechischer Gott, der wo die Dichter beschützt.“

Zu Deutelmosers großem Erstaunen brachte der Toni die geliehenen zwanzig Gulden bereits nach zwei Wochen zurück. Völlig grenzenlos aber wurde die Verwunderung des Donisl, als er sah, daß Sigl das Geld aus einer Brieftasche nahm, die vor lauter Guldenzetteln dick angeschwollen war.

Und Anton Sigl lächelte eigenartig, undurchdringlich — und sagte: „Ich habe mich mit Fräulein Marie Ampfinger verlobt.“

Franziskus Dionysius Deutelmoser saß auf dem Kanapee und war sprachlos.

Der Poet nickte. „Am dritten Oktober ist Hochzeit. Sie sind dazu natürlich eingeladen. Hm... Ich will sagen: Sie! Meine Schwester — — wird es wohl vorziehen, daheim zu bleiben. Das Haus Ampfinger ist, wie ich aus Erfahrung weiß, ziem-

lich — empfindlich; und Philine nimmt hier eine Stellung ein, von der ich nicht begreife, daß ich niemals etwas dagegen einzuwenden gehabt habe ... Nun ja: freidenkende Menschen wie wir finden wohl nichts dabei, und schließlich ist ja in der Sache auch noch nicht das letzte Wort gesprochen — nicht wahr? Aber so, wie die Verhältnisse gegenwärtig sind — Sie verstehen?"

„Ich verstehe," sagte Deutelmoser, liberal und keineswegs gekränkt, „und ich werde mit ihr darüber reden. Aber jetzt darf ich Ihnen gratulieren, gelt?"

Und der Poet Anton Sigl lächelte wieder, halb glücklich und halb unsicher.

Dann ging er.

Merkwürdig, dachte Deutelmoser, merkwürdig: wie einer sich verändert, wenn er zu Gelde kommt. Aber er wußte nicht, daß er damit in aller Ahnungslosigkeit den tiefen, heimlichen Schmerz Sigls getroffen hatte.

Am dritten Oktober war Hochzeit.

Ein goldwarmer Herbstnachmittag lag über dem Englischen Garten, und in dem roten Wildwein, der am Gelände der großen Terrasse des Hauses Ampfinger rankte, brummten späte blaue

Fliegen verschlafen und sonnenwohlig. Ganz hell und durchsichtig baute sich der Himmel hinter den bunten Bäumen des Parkes hoch, als ob es niemals Wolken und niemals Regentage geben könne.

Und unter diesem Himmel saß die heitere Hochzeitsgesellschaft auf der Terrasse.

Die Herren waren in sanftfarbenen Röcken, mit würdevollen Vatermördern über den prachtvollen seidenen Westen, und die Frauen in glockigen, geblümten Kleidern hatten Spitzentücher über den bloßen Schultern. Das Essen war vorbei, und Lakaien hielten die kleinen Kaffeetassen vor sich her.

Aber feierlich konnten diese vergnügten Menschen nicht sein, nur festlich; ein lustiges Geschwirr aus Lachen und Tuscheln lag über der Gesellschaft, und die bunten Bauschröcke drängten sich durcheinander, leuchteten im Kranze um das Brautpaar und schwebten schließlich die Treppe hinunter in den Garten, auf dessen glatten Wegen schon das gelbe Laub schlief.

Auch Spitzweg war gekommen.

Vor lauter Geschäften hatte der Poet ihm sein rasches Glück schriftlich verkünden müssen — — vielleicht auch wollte er einem stummen Blick des kleinen Malers aus dem Wege gehen. Als

Spitzweg den Brief bekam, saß er eine Weile nachdenklich an seinem Fenster und schaute auf die gemütlichen Dächer hinaus. Er hatte es ja vorausgesehen und hatte seiner schüchternen Liebe schon längst ein Grab gegraben — dort, wo auch die andere lag, die eigentlich die gleiche gewesen war ... Und nun bettete er diese Liebe zu Marie Ampfinger ganz ruhig in das frühe Grab und deckte sie mit einem kleinen Seufzer zu. Das war nun einmal nicht anders, und Spitzweg freute sich, daß er dem Poeten sein Glück neidlos gönnen konnte.

Er nahm auch die Einladung zur Hochzeit an. Warum nicht? Es war ein wehmütiges Vergnügen, über Friedhöfe zu wandeln und Gräber zu sehen, mit denen man gar nichts mehr zu tun haben konnte. »Hier liegt begraben die Liebe eines Malers zu einem schönen Mädchen« stand auf einem Stein. Eigentlich war das eine sehr alltägliche Geschichte, und man brauchte sich kaum die Mühe zu machen, hinzuschauen. Aber dann entdeckte man, daß der Maler ein sehr guter Bekannter war, und die fließenden Zweige der Trauerweide überwölbten die Ruhstatt so mild und leuchteten so schön in der klaren Herbstsonne, und um all die stummen Steine duftete es so

sanft nach Herbst und Sterben — daß es wohl wert war, einen Augenblick da zu verweilen. Ein schönes Wort: Friedhof.

Und also ging Spitzweg mit heiterer Ruhe zu der Hochzeit, tat seinen besten Rock an, band sein lustigstes Halstuch um und steckte sich statt einer Blume ein leuchtrotes Wildweinblatt ins Knopfloch.

Es war kein Wunder, daß er heute seinen besinnlichen Tag hatte; deshalb schaute er auch mit ganz beruhigten, schier abwesenden Augen in der fröhlichen Gesellschaft herum und hörte auf das Gewirr der lachenden Stimmen wie einer, der vom Kirchturm auf das Treiben des Marktplatzes heruntersieht. Der in allen Sätteln gerechte Deutelmoser, der heute völlig Dionysius hieß, hatte das verantwortliche Amt übernommen, eine angenehme Ordnung in das Treiben zu bringen. Er war heimlich erstaunt, als Spitzweg sich widerstandslos zu seiner Tischdame führen und sich vorstellen ließ, ohne auch nur zu fragen: wer das eigentlich sei.

Und dann saß der kleine Maler an der Tafel, betrachtete wohlwollend die ganze Gesellschaft durch seine große Brille und benahm sich zuerst unmäßig höflich gegen seine Dame — gerade als

ob er niemals im Leben über die zopfige Gesellschaftsordnung gespottet hätte.

Aber die Hochblonde an seiner Seite war nicht mit dieser gelassenen Weltabgewandtheit einverstanden, sondern wünschte sich zu unterhalten. „Es freut mich so, daß gerade Sie mich zu Tisch geführt haben," sagte sie mit ihrer norddeutschen Sprache.

Spitzweg sah sie freundlich an, sagte „So, so!" und fuhr fort, einen nach dem andern nachdenklich zu betrachten.

„Sie sind doch Maler?"

Er hob die Schultern: „Hansonn behauptet es. Ich kann das nicht wissen."

Ein eigentümlicher Mensch! dachte die Blonde; diese merkwürdige Art reizte sie. „Ich habe Sie schon einmal in diesem Hause gesehen — bei dem Shakespearefest."

„Das Shakespearefest!" sagte Spitzweg — und versank noch zwölf Klafter tiefer in Erinnerungen. Sie bemerkte das und wußte auch den Grund; denn sie war es damals gewesen, die einen scharfen Blick nach der Ecke herübergeworfen hatte, in der Spitzweg mit der gefährlich schönen Marie Ampfinger gestanden war; und sie hatte auch die Versunkenheit der beiden durch ein rasches Wort

gestört. Aber heute glückte es ihr gar nicht, den kleinen Maler auf die Erde zurückzureden; sondern er ging in lauter Erinnerungen spazieren und wurde immer schweigsamer. So schweigsam, daß nach Tische Herr Franziskus Dionysius Deutelmoser ihn beiseite nehmen mußte, um ein tadelndes Wort zu sprechen.

„Warum bist Du denn so stocksteif gewesen?"

„Wann?"

„Beim Essen! Die Gräfin wird sich schön gelangweilt haben."

„Welche Gräfin?" fragte Spitzweg erstaunt.

„Die neben Dir gesessen hat, Mensch! Die Gräfin Amberg."

Aber der Maler hatte Augen, an denen man erkannte: er fühlte sich unschuldig bei der Geschichte. „So?" fragte er unbeteiligt, „also das war eine Gräfin? Warum hast Du mir das nicht gleich gesagt?"

Deutelmoser geriet in Verzweiflung über diese Ruhe. „Ich hab' sie Dir ja vorgestellt!"

„Das muß ich rein überhört haben. Übrigens: ich weiß nicht — ich bin doch ganz höflich gewesen?"

„Lalli!" sagte der Donisl empört und ließ Spitzweg stehen, weil er sah, daß er doch nichts ausrichten konnte.

Der Maler erkannte: hier mußte etwas wieder gut gemacht werden; und trotzdem ihn diese Hochblonde durchaus nicht interessierte, trat er auf der Terrasse doch zu ihr und bemühte sich, ein leidliches Gespräch zuwege zu bringen. Sie ging mit großer Zufriedenheit darauf ein, und Spitzweg beruhigte sich bei dem Gedanken, daß sie ihm seine Schweigsamkeit nicht verargt hatte.

Dann rollte unten auf der Straße eine große Kutsche voll Koffer und Taschen heran. Anton Sigl und seine Frau, die seit einiger Zeit verschwunden gewesen waren, traten in Reisekleidern unter die Gäste und nahmen Abschied; denn nun wollten sie nach Venedig und Florenz fahren. Es gab ein allgemeines Händeschütteln, die Herren lächelten, die Frauen weinten voll Rührung — warum, wußten sie selber nicht genau; aber es gehörte sich nun einmal so.

Und Spitzweg sagte zu dem glückhaften Poeten: „Bringen Sie ein recht dickes Buch voll Gedichte mit aus —" Aber da schaute ihn der Toni plötzlich so sonderbar und aus so dunkelverschleierten Augen an, daß der Maler jäh an den Nachmittag erinnert wurde, da Sigl ihm seine kleine graue Katze hatte schenken wollen — und er ließ den Satz unvoll-

endet; sondern er wandte sich zu Marie: „Und wenn Sie in Bozen sind, denken Sie einmal an mich, gelt?“

„Ja!“ sagte sie begütigend und dankbar.

Dann gingen sie alle mit hinunter und winkten hinter dem davonschaukelnden Wagen her.

Also so schaut das Glück aus! dachte Spitzweg. Es schien ihm, als sei auch hier ein rechtes Quentlein Bitternis in dem süßen Becher, und als blühten die roten Rosen dieser Hochzeit aus einem zerbrochenen Königreiche von Träumen ... Der kleine Maler hatte ein ganzes großes Herz voll behaglichen Humors und stiller Menschenfreundlichkeit — aber bei der Erkenntnis, daß auch der Poet Anton Sigl bei all seinen Eroberungen nicht restlos glücklich sei, fühlte Spitzweg doch etwas wie Genugtuung darüber, daß die Vorsehung jedem Dinge gerechterweise auch eine Kehrseite mitgegeben habe. Dieses Gefühl versetzte ihn in einen beinahe weltzufriedenen Zustand, und als er wieder oben in der bunten Gesellschaft stand, war er bedeutend weniger versonnen und einsilbig als vorher. Warum sollte man auch den Kopf hängen lassen? Hin ist hin —

Und Spitzweg begann sich eifrig um seine blonde Gräfin zu bekümmern, wurde sogar lustig und

fand, daß es im Leben doch noch Dinge gebe, über die man sich vergnügen könne.

Als er mit Deutelmoser durch die klare Sternennacht heimwärts ging, sagte der Donisl: „Schade, daß Du einfach der Herr Spitzweg bist — hm?"

„Warum?"

„Die Amberg tät' Dich sonst heiraten."

Der Maler lachte — dieser Franziskus Dionysius hatte ja einen erstaunlich bellenden Spitz.

Aber der Donisl schüttelte ernsthaft den Kopf. „Was weißt Du, wie verrückt die Frauenzimmer sind! Verlaß Dich auf mich. Ich möcht' drauf wetten, daß die Gräfin Dich heute nicht zum erstenmale gesehen hat —"

„Allerdings!" wunderte sich Spitzweg, fast voll Unbehagen, „im Fasching ist sie einmal dazwischen gefahren, wie ich mit der Ampfinger Marie in einer Ecke gestanden hab' —"

„Da schau! Hab' ich recht, he?"

„Schlaf Deinen Rausch aus!" knurrte der Maler erbost, ließ den Donisl stehen und ging nachhause. Was war das schon wieder für ein Unsinn?

Immer, wenn er wieder einmal gehört hatte, wie das Leben ihm die Türe zum Glück vor der Nase zuschlug, fiel eine verbissene Arbeitswut über Spitzweg; und die Tatsache, daß der Toni sich nun mit seiner schönen jungen Frau durch Italien hindurchgenoß, ließ sich doch nicht so leicht wegphilosophieren. Also ging Spitzweg nur eine kurze Nachmittagsstunde in sein Kaffeehaus, um auf andere Gedanken zu kommen, vergrub sich während der übrigen Zeit in seiner Stube und malte. Für die pathetischen Historien Hansonns konnte er sich gar nicht begeistern, aber Schleich mit seinen Landschaften hatte es ihm angetan; deshalb begann Spitzweg nach vielem Überlegen jetzt eine staffierte Landschaft und war zum erstenmal selber zufrieden mit seiner Arbeit. Ganz heimlich machte ihn die Frage neugierig: was wohl das Publikum zu diesem Bilde sagen würde; aber er schalt sich sogleich naseweis und frech und drängte den kühnen Gedanken zaghaft zurück.

Aber dieses beschauliche Dasein wurde nach zwei Wochen durch einen Brief der alten Gräfin Amberg gestört, die Spitzweg zum Tee einlud und schrieb, ihre Tochter habe »es ihr wünschenswert scheinen lassen, seine Bekanntschaft zu machen.«

Der Maler las und zog die Stirn in Falten. Ihm schien eine nähere Bekanntschaft gar nicht wünschenswert; sondern er wollte seine Ruhe haben! Er tat einen kleinen Seufzer, dachte an den Donisl und lehnte die Einladung rundweg ab: er sei dermaßen mit Arbeit überhäuft, daß es ihm leider —

Dann steckte er das Billet in den Ofen und ging wieder an seine Arbeit.

Als nach frostklaren Tagen der erste Schnee über das Land fiel, wanderte Spitzweg einsam durch den Englischen Garten und horchte auf die schläfrige Stille, die zwischen den kahlen Bäumen hing. Fein und hart lagen die kleinen weißen Flocken auf den grauen Wegen; die Inseln des Kleinhesseloher Sees schwammen in dem kalten Winternebel. Der See schlief schon unter einer blanken Decke; die Enten standen mißvergnügt auf dem Eis und hatten den Kopf unter die Flügel gesteckt; sie zogen das eine Bein in die Höhe,

ignorierten die unfreundliche Kälte mit vornehmer Gelassenheit und trösteten sich offenbar mit Träumen von plätschernden Sommertagen.

Spitzweg blieb am Ufer stehen und betrachtete die philosophischen Vögel, weil sie ihm geradezu vorbildlich erschienen. Wenn man es erst einmal soweit gebracht hätte, daß man sich über unbehagliche Zeiten mit der Erinnerung an glückliche Vergangenheiten hinweghelfen könnte! Er mußte an den Poeten Anton Sigl denken, der diese Kunst einstmals besessen hatte — — aber der war bös gestört worden in seinen Illusionen und hatte es plötzlich verlernt, den Kopf unter die Flügel zu stecken.

Spitzweg beschloß, es in Zukunft mit dieser entenmäßigen Lebensweise zu halten.

„Guten Tag!" sagte jemand hinter ihm, und natürlich war es die blonde junge Gräfin Amberg.

Sogleich zog der Maler moralisch ein Bein hoch und steckte den Kopf unter den Flügel. Äußerlich aber tat er den Hut ab und schüttelte die dargebotene Hand. Und dann mußte er wohl oder übel mit der Blonden weitergehen.

„Ich habe Sie in tiefen Gedanken gestört?" fragte sie.

„Keineswegs!“ sagte er und grub den Kopf noch eine Spanne tiefer in die Federn. Diese spitzige hannoversche Mundart konnte er schon gar nicht leiden.

„O doch — Künstler sind immer so in tiefen Gedanken. Das ist ja das Interessante.“

Spitzweg hatte nichts darauf zu erwidern, und die Blonde glaubte, man müsse sich geistreich mit ihm unterhalten.

„Wie denken Sie über Tizian?“

„Tizian —“ sagte er borstig, „ist einer, von dem man überhaupt nichts denkt.“ »Verstanden?« wollte er eigentlich anhängen, aber er fand es doch höflicher, das Wort zu verschlucken.

„Sie sind immer so kurz mit mir!“ klagte sie kokett und herausfordernd. „Ich — ich glaube fast, Sie sind noch böse auf mich, weil ich Sie damals in der zärtlichen Ecke gestört habe —“

„Im Gegenteil — sehr dankbar bin ich Ihnen. Man kann den Menschen nie deutlich genug auf seine Dummheiten aufmerksam machen.“

„Und was meinen Sie wohl, weshalb ich damals dazwischen gefahren bin?“

Der Maler rief heimlich den heiligen Donisl zuhilfe und dachte an dessen Warnung. „Vermutlich hatten Sie auf dem Thron Ihrer Tugend

die Ansicht, daß derlei liebenswürdige Dinge nicht geduldet werden dürfen. Sie natürlich würden sich niemals so gehen lassen."

„Das kommt ganz darauf an!" sagte sie höchst bedeutsam und leuchtete mit ihren grauen Augen zu ihm hinüber.

„Man darf es aber nicht darauf ankommen lassen!" antwortete er schwer geärgert über ihre Zudringlichkeit und mißverstand sie mit guter Absicht. „Das ist meine Meinung. Verstanden? Und jetzt muß ich zum Essen." Sprach's, riß den Hut vom Schädel und rannte davon.

Ja, der kleine Maler Carl Spitzweg rannte davon und ließ die Gräfin Amberg einfach stehen.

Es war unerhört. Aber das hätte ihm passen können: sich mit dieser ausgewaschenen Blondine einzulassen. Immer wütender lief er durch das sanfte Schneien und knurrte bissig. Da irrte ein verlorener Vogelschrei durch die kahlen Äste, und Spitzweg erinnerte sich an die philosophischen Enten auf dem Eise; es gab ihm einen Ruck: nun hatte er doch wirklich seine guten Vorsätze vergessen und voll Ärger den Kopf unter dem Flügel hervorgesteckt. Herrgott — es mißglückte ihm auch schon alles!

Zum Exempel: was war dies wieder für eine Geschichte! Erst zersprang ihm das Herz vor Wehmut über eine Dunkle, Glitzernde, Frische, die ihm auf immer verloren ging. Dann fand er sie wieder — nur daß sie diesmal Marie Ampfinger hieß — und trug das halbgetröstete Herz schüchtern hinter ihr her; hatte schon die Hand ausgestreckt nach dem großen Glück — da drängte sich eine Blonde an ihm vorüber, schlug den schönen Traum tot, und er durfte zusehen, wie ein anderer dieses Glück beim Zipfel faßte. Und nun kam die arge Blonde und meinte, es sei noch nicht genug der Unruhe! Statt des schönen »Morgen« drängte sich ihm ein nüchternes Heute auf. Der Maler mußte an das Wort vom ewigen Hochzeiter denken, das Gigl in besseren Zeiten erfunden hatte. Der ewige Hochzeiter — ach ja. Was er wünschte, blieb ewig fern, und was nahe war, wünschte er nicht.

Es läutete Mittag, aber Spitzweg hatte die Lust zum Essen verloren. Also lief er spornstreichs nach Hause, kochte sich einen Tee und begann mit ingrimmigem Knurren zu arbeiten. Erst besserte er an einem halbfertigen Entwurf herum; dann, während er über die Erlebnisse des Vormittags ruhiger wurde, kam ihm eine Idee, und er lächelte bereits halb zufrieden.

ignorierten die unfreundliche Kälte mit vornehmer Gelassenheit und trösteten sich offenbar mit Träumen von plätschernden Sommertagen.

Spitzweg blieb am Ufer stehen und betrachtete die philosophischen Vögel, weil sie ihm geradezu vorbildlich erschienen. Wenn man es erst einmal soweit gebracht hätte, daß man sich über unbehagliche Zeiten mit der Erinnerung an glückliche Vergangenheiten hinweghelfen könnte! Er mußte an den Poeten Anton Sigl denken, der diese Kunst einstmals besessen hatte — — aber der war bös gestört worden in seinen Illusionen und hatte es plötzlich verlernt, den Kopf unter die Flügel zu stecken.

Spitzweg beschloß, es in Zukunft mit dieser entenmäßigen Lebensweise zu halten.

„Guten Tag!" sagte jemand hinter ihm, und natürlich war es die blonde junge Gräfin Amberg.

Sogleich zog der Maler moralisch ein Bein hoch und steckte den Kopf unter den Flügel. Äußerlich aber tat er den Hut ab und schüttelte die dargebotene Hand. Und dann mußte er wohl oder übel mit der Blonden weitergehen.

„Ich habe Sie in tiefen Gedanken gestört?" fragte sie.

„Keineswegs!" sagte er und grub den Kopf noch eine Spanne tiefer in die Federn. Diese spitzige hannoversche Mundart konnte er schon gar nicht leiden.

„O doch — Künstler sind immer so in tiefen Gedanken. Das ist ja das Interessante."

Spitzweg hatte nichts darauf zu erwidern, und die Blonde glaubte, man müsse sich geistreich mit ihm unterhalten.

„Wie denken Sie über Tizian?"

„Tizian —" sagte er borstig, „ist einer, von dem man überhaupt nichts denkt." »Verstanden?« wollte er eigentlich anhängen, aber er fand es doch höflicher, das Wort zu verschlucken.

„Sie sind immer so kurz mit mir!" klagte sie kokett und herausfordernd. „Ich — ich glaube fast, Sie sind noch böse auf mich, weil ich Sie damals in der zärtlichen Ecke gestört habe —"

„Im Gegenteil — sehr dankbar bin ich Ihnen. Man kann den Menschen nie deutlich genug auf seine Dummheiten aufmerksam machen."

„Und was meinen Sie wohl, weshalb ich damals dazwischen gefahren bin?"

Der Maler rief heimlich den heiligen Donisl zuhilfe und dachte an dessen Warnung. „Vermutlich hatten Sie auf dem Thron Ihrer Tugend

weder Griesgram noch Kummer in ihnen. Mitten in seinen heimlichen Schmerzen hatte er freundliche Landschaften und heitere Geschichtlein gezeichnet; mitten in dem kalten Winter seines Herzens hatte er an den Frühling gedacht; und während er über die grundschlechte Welt räsonnierte, malte er sie, wie sie eigentlich sein müßte: friedlich, blühend, ohne Ärgernis und Fehler.

Gott sei Dank! dachte Spitzweg, das Stücklein ewige Gerechtigkeit in mir hab' ich noch nicht verloren! Und er zündete sich voll Genugtuung eine großmächtige Zigarre an, weil es ihm zumute war, als müßt' er ein Brandopfer darbringen.

Dann setzte er sich wieder an die Arbeit. Lachte und schüttelte den Kopf über sich selber und zeichnete mit fleißigen Strichen sein Ebenbild: den Maître Corbeau — ein hutzliges Männlein, das rabenschwarz und rabenähnlich durch eine sanfte Einsamkeit stelzt.

In dieser sanften Einsamkeit der Wintertage ließ sich Spitzweg nicht stören. Das glückselig befreiende Lachen, das er in jener Stunde wiedergefunden hatte, half ihm noch lange. Immer wenn ein trüber Gedanke über ihn herschleichen wollte, erinnerte er sich daran und konnte lächeln.

Er konnte auch lächeln, wenn er daran dachte, daß über kurz oder lang der geruhige Winterschlaf seines Herzens wieder einmal in einer völlig unphilosophischen Aufregung enden würde; denn schließlich wäre es langweilig gewesen, stets nur den Kopf unter den Flügel zu stecken — auch die Enten im Englischen Garten würden lebendig werden, wenn der Frühling in den Bäumen wob.

Also ließ der Maler sich auch nicht aus dem inneren Gleichgewicht bringen, als eines Morgens ein Brief aus Neapel kam, dessen schwungreiche Adresse nur Herr Anton Sigl geschrieben haben konnte. Sondern Spitzweg parierte den kleinen Stich, den es ihm geben wollte, sogleich mit einem gelassenen Lächeln und betrachtete das Schriftstück über seine Kaffeetasse hinweg mit geradezu väterlichem Wohlwollen.

Hm! Früher war des Poeten Handschrift noch ein gut Teil genialischer gewesen — je, nun war er eben verheiratet. Und als der Maler den Brief aufbrach und ihn las, zeigte sich vollends, wie sehr verheiratet der Toni war; die entscheidenden Stellen zeigten das: »In Rom wollte ich eigentlich umkehren, aber Marie . . .«, und ein wenig später hieß es » . . . nun wir einmal in Neapel sind,

weder Griesgram noch Kummer in ihnen. Mitten in seinen heimlichen Schmerzen hatte er freundliche Landschaften und heitere Geschichtlein gezeichnet; mitten in dem kalten Winter seines Herzens hatte er an den Frühling gedacht; und während er über die grundschlechte Welt räsonnierte, malte er sie, wie sie eigentlich sein müßte: friedlich, blühend, ohne Ärgernis und Fehler.

Gott sei Dank! dachte Spitzweg, das Stücklein ewige Gerechtigkeit in mir hab' ich noch nicht verloren! Und er zündete sich voll Genugtuung eine großmächtige Zigarre an, weil es ihm zumute war, als müßt' er ein Brandopfer darbringen.

Dann setzte er sich wieder an die Arbeit. Lachte und schüttelte den Kopf über sich selber und zeichnete mit fleißigen Strichen sein Ebenbild: den Maître Corbeau — ein hutzliges Männlein, das rabenschwarz und rabenähnlich durch eine sanfte Einsamkeit stelzt.

In dieser sanften Einsamkeit der Wintertage ließ sich Spitzweg nicht stören. Das glückselig befreiende Lachen, das er in jener Stunde wiedergefunden hatte, half ihm noch lange. Immer wenn ein trüber Gedanke über ihn herschleichen wollte, erinnerte er sich daran und konnte lächeln.

Er konnte auch lächeln, wenn er daran dachte, daß über kurz oder lang der geruhige Winterschlaf seines Herzens wieder einmal in einer völlig unphilosophischen Aufregung enden würde; denn schließlich wäre es langweilig gewesen, stets nur den Kopf unter den Flügel zu stecken — auch die Enten im Englischen Garten würden lebendig werden, wenn der Frühling in den Bäumen wob.

Also ließ der Maler sich auch nicht aus dem inneren Gleichgewicht bringen, als eines Morgens ein Brief aus Neapel kam, dessen schwungreiche Adresse nur Herr Anton Sigl geschrieben haben konnte. Sondern Spitzweg parierte den kleinen Stich, den es ihm geben wollte, sogleich mit einem gelassenen Lächeln und betrachtete das Schriftstück über seine Kaffeetasse hinweg mit geradezu väterlichem Wohlwollen.

Hm! Früher war des Poeten Handschrift noch ein gut Teil genialischer gewesen — je, nun war er eben verheiratet. Und als der Maler den Brief aufbrach und ihn las, zeigte sich vollends, wie sehr verheiratet der Toni war; die entscheidenden Stellen zeigten das: »In Rom wollte ich eigentlich umkehren, aber Marie . . .«, und ein wenig später hieß es » . . . nun wir einmal in Neapel sind,

wünschte ich auf den Spuren Goethes auch noch nach Sizilien zu wallen; aber meine Frau hält es nimmer aus in der Fremde und will durchaus nach München zurück«. Spitzweg nickte gedankenvoll: es gab merkwürdig viele »aber« in diesem Briefe.

Und dann kam eine Stelle, die nur drei Zeilen lang war und doch mehr sagte, als die sechs Seiten zusammen: ». . . und hat mir geschrieben, daß meine kleine graue Katze gestorben ist. Sie hat das gute Essen nicht vertragen können. Ich war trotz Neapel und Capri recht melancholisch.«

Als der Maler diese Worte las, stand er auf und begann seine Wanderung durch die Stube. Er erinnerte sich eines französischen Liedes, in dem es hieß: „Jean s'en va — plus de chansons!" Da war nun aber auch der letzte Rest aus vergangenen Zeiten dahin . . . Kein Wunder, daß Sigl darüber traurig wurde.

Das heißt — eins blieb doch zurück: die wehmütige Erinnerung; und die machte dem Toni augenscheinlich viel zu schaffen. Aber mit der Zeit würde auch sie verblassen. Spitzweg hielt inne. Nein — das sollte nicht geschehen! Es wäre ein Jammer, wenn die Zeiten jenes seltsam armen Glückes für immer hinschwänden. Merkwürdig,

daß ihm der Gedanke nicht schon längst gekommen war . . .

Also schob er das Kaffeegeschirr kurz beiseite und begann, eine erste Skizze zu zeichnen. Er wollte ein Bild malen, das den Toni in seiner Dachkammer zeigte, just so, wie er damals auf seinem Lager gelehnt hatte, als Spitzweg ihn zum erstenmale besuchte. Ja, das Bild sollte »Der arme Poet« heißen, und es würde ein Weihnachtsgeschenk für Gigl sein. Denn Gigl kam ja auf Weihnachten wieder zurück.

Nach einer Woche hatte der Maler einen ganzen Stoß von Blättern fertig, lauter Studien für das Bild. Und abermals nach einer Woche gründlichen Nachdenkens entschloß er sich, das große Werk ernstlich zu beginnen. Er richtete Staffelei und Malgerät mit tiefer Feierlichkeit her, denn er fühlte sich als Griffel in der Hand Klios; das verlorene Paradies sollte wieder auferstehen, und Herr Anton Gigl, der Ehemann, sollte als ewiger Hochzeiter eine Wiedergeburt erleben.

Aber schon nach zwei Tagen emsiger Arbeit gab es eine jähe Störung.

Denn eines Morgens knarrte draußen die Treppe unter einem verdächtig bekannten Schritt.

Spitzweg hatte eben noch Zeit, ein Tuch über die Staffelei zu werfen — dann ging die Tür auf und der sehr verheiratete Anton Sigl trat in die Stube.

Er war immer noch hager und elegant und freute sich so, Spitzweg wiederzusehen, daß er ihm beinahe um den Hals gefallen wäre. Aber er besann sich noch und verzichtete auf diese Überschwänglichkeit aus früheren Zeiten.

Der Maler stellte sich auf die Fußspitzen, half ihm aus dem vielkragigen dunkelblauen Mantel und drückte ihn auf einen Stuhl, der in ungefährlicher Entfernung von der Staffelei stand.

„Einen schönen Gruß von meiner Frau soll ich ausrichten!" sagte Sigl gewissenhaft und verheiratet, „und wir werden uns sehr freuen, wenn Sie nun recht oft zu uns kommen wollen."

Spitzweg nickte und tat ein übriges, indem er die Staffelei vollends in einen dämmerigen Winkel rückte. „Wo werden Sie denn wohnen?"

„In dem Haus am Englischen Garten natürlich. Die Schwiegereltern sind in den zweiten Stock hinaufgezogen, wir wohnen unten. Es hat ja eh die Hälfte leer gestanden bisher. — Ja, was hab' ich sagen wollen —: wie ist es Ihnen ergangen?"

„So, so!" sagte Spitzweg, „man lebt halt; viel Ärgernis und Nachdenken und wenig Vergnügen — wie die Welt nun einmal ist. Sie freilich — —"

Gigl schaute ihn an. „Ja, ich freilich! Sie werden mir glauben, daß Italien ein passabel schönes Land ist. Sieben Wochen sind wir darin herumgefahren. Apropos — da fällt mir ein: meine Frau, das heißt: wir — wir haben etwas für Sie mitgebracht! Damit Sie nicht denken, wir hätten Sie vergessen." Er stand auf und kramte ein Päcklein aus seiner Manteltasche. „Hier —" Es war ein Briefbeschwerer aus Muranoglas.

„Das freut mich nun!" sagte der Maler, „besonders weil ich so wenig Korrespondenz hab' — Sie hätten gar nichts Sinnigeres finden können."

Da mußte der reservierte Toni doch lachen. „Es hilft nichts, Sie müssen ihn schon behalten; am End' können Sie Ihr taubenweißes Gewissen damit beschweren, damit es nicht vor der Zeit gen Himmel fliegt — denn etwas muß der Mensch doch zu schleppen haben."

Das klang nicht gerade völlig zufrieden, und Gigl sagte es mit einer so sonderlichen Miene, daß Spitzweg ernst wurde. „Als Sie zum letztenmal daheroben waren, da hatten Sie mir auch etwas

mitgebracht. Wissen Sie noch? Ihre kleine graue Katze."

„Ja!" nickte der Poet und bekam eine schwere Erinnerung in die Augen.

„Das waren ungute Tage damals, und Sie waren in einer rechten Wehmut. Und nun schauen Sie: wie gut und glücklich ist alles geworden! Sie haben eine prachtvolle Frau — ja, das ist wahr, wenn Sie sie mir auch vor der Nase weggeschnappt haben; Sie sind ein reicher Mann; Sie wohnen in einem wunderschönen Haus ..."

„Und die kleine graue Katze ist doch gestorben!" sagte Gigl und lehnte sich zurück. „Ich weiß, warum Sie mir das alles erzählen: weil Sie merken, daß ich doch noch ein schweres Herz habe. Lieber Himmel! Sie haben ja so recht, und es wird auch gewiß alles gut, alles! Aber was hilft mir das jetzt? Meine kleine Katze ist doch gestorben; ich hab' Ihnen geschrieben: sie konnte das gute Essen nicht vertragen. Nun ja, um bei den Tieren zu bleiben — dem Pegasus liegt der goldene Haber auch schwer im Magen. So schwer, daß er gar nimmer fliegen kann. Heiliger Gott, wenn ich denke, wie ich mich früher nach Italien gesehnt hab'! Das Herz hat mir springen wollen vor Sehnsucht, ein zweiter Goethe wollt' ich in Rom

werden. Und nun bin ich sorgenlos durch das gelobte Land gefahren — — wissen Sie, was ich darin gefunden habe? Ein paar miserable lyrische Gedichte, wie sie jeder Schulmeister in Venedig verzapft. Früher hätt' ich mindestens ein Dutzend Trauerspiele mit über die Alpen gebracht — unsterbliche, selbstverständlich. Aber der goldene Haber — ja, ja."

Spitzweg konnte nicht widersprechen, so gern er es getan hätte. Aber er wiegte den Kopf hin und her, suchte eine Weile nach dem rechten Wort und sprach endlich: „Gut. Ich will es zugeben — für heut und morgen. Aber warten Sie eine Weile. Wissen Sie, damals, als ich Ihnen Ihre kleine Katze wieder in den Arm drückte, und Sie so recht jämmerlich und elend zur Tür hinausschlichen — damals hab' ich Ihnen nachgeschaut und hab' gedacht: es wird schon wieder besser werden. Und jetzt spazieren Sie gefälligst abermals hinaus, denn ich muß arbeiten, und ich werd' Ihnen nachschauen und denken: es wird schon wieder besser werden! Einen Gruß auch an die — Frau Marie!"

Da mußte Gigl zum zweitenmale an diesem Vormittag über den seltsamen Kauz lachen, der auch in den trübseligsten Nachtwolken immer noch

ein kleines, tröstendes Sternlein fand. Er schüttelte dem Freunde die Hand, warf sich den Mantel über die Schultern und ging in den Dezembertag hinaus.

Es fiel ihm ein, daß er eigentlich auch Herrn Franziskus Dionysius Deutelmoser besuchen müsse, schon um die Haushälterin Philine einmal wiederzusehen, welche seine Schwester war ... In der Hofapotheke erfuhr Sigl, daß der Herr Provisor soeben zum Mittagessen gegangen sei.

Also stieg er die finsteren Treppen zu der Wohnung in der Neuhauser Straße empor. Philine öffnete ihm die Tür und erkannte ihn nicht, denn es war eine braune Winterdunkelheit in dem Flur. Als der Toni aber sagte: „Daß Du nur immer noch da bist!" wußte sie sogleich, wen sie vor sich hatte und führte ihn ein wenig verlegen in die Stube.

Franziskus Dionysius Deutelmoser saß groß und breit in seinem ehrwürdigen Lehnstuhl und hatte sich die Serviette unter das Kinn gebunden, daß ihm die weißen Zipfel wie zwei beträchtliche Ohren vom Kopfe standen. Er nickte höchst erfreut und sprach: „Da setzen Sie sich nur her — Sie stören mich gar nicht!", und es war, als ob er den Toni gestern abend zum letztenmale gesehen hätte.

Sigl schaute sich in der hellen Stube um und fand, daß alles blitzblank, freundlich und sorgsam gepflegt sei; das wunderte ihn heimlich, denn Philine war früher mehr resolut als ordentlich gewesen. Aber jetzt goß sie die Suppe in die bunten Teller und sah so hausfraulich aus, daß es dem Toni geradezu leicht ums Herz wurde; und ganz unwillkürlich sagte er: „Du hast Dich ja wohl sehr verändert, Philine, während ich Dich nicht gesehen hab'..."

Da warf sie ihm einen schnellen Blick zu und bekam einen bedeutsam roten Kopf.

Der Donisl aber mußte lachen.

„Ah so!" sprach Herr Anton Sigl und zog die Brauen hoch —: jetzt merkte er erst, wie füllig Philine geworden sei. Und er wollte darüber in eine sehr unangenehme Laune geraten; denn er fand, daß seine Schwester die Goethesche Philine durchaus nicht in allen Stücken nachzuahmen brauche.

Aber Deutelmoser setzte sein mildestes Franziskuslächeln auf und sprach also: „Ja. Das ist nun halt so geworden, lieber Toni; und ich darf nicht einmal sagen: ich kann nichts dafür ... Gott sei Dank übrigens! Aber regen Sie sich nicht auf — es ist alles in bester Ordnung. Und nun sollen

Sie sehen, was für ein furchtbar anständiger und gewissenhafter Mensch Ihr Freund Deutelmoser ist —"

„Geworden ist!" sagte Philine schleunig.

„Ist!" betonte der Donisl mit großer Selbstzufriedenheit. „Nämlich: es ist aus mit der Haushalterei; und mit der Provisorei ist es auch aus. Der Deutelmoser kauft sich eine Apotheke und heiratet — und zwar wen, mein lieber Herr Schwager?"

„Mensch!" sagte Sigl; er hörte deutlich, wie ein Stein von seinem Herzen fiel. „Das ist der erste vernünftige Gedanke Ihres Lebens!"

„Grad hab' ich noch einen!" schmunzelte Deutelmoser, „lauf' in den Keller, Philine, und hol' eine Flasche — Du weißt schon, von denen mit den grünen Hälsen."

Als die Schwester hinaus war, fragte der Toni: „Hab' ich doch gar nie gewußt, daß Sie das Geld zu einer Apotheke haben —?"

Der Donisl tippte ihm auf die Schulter und machte ein ungemein schlaues Gesicht. „Es wird wohl auch nicht ganz langen. Aber wozu hat man einen Schwager, der mitten in die reichsten Leut' hineingeheiratet hat?"

„Oh Sie!" sagte der Herr Anton Sigl und

staunte und lachte. „Ein ganz Gerissener sind Sie schon! Aber es ist richtig damit: ich werde die Sache in die Hand nehmen.“ —

An diesem Tage bekam der Poet zum erstenmal eine Gardinenpredigt von seiner Frau zu hören, weil er nicht zum Mittagessen daheim gewesen war. Er ließ die höchst lebhafte Marie ruhig reden und betrachtete sie mit einem dermaßen überlegenen Wohlwollen, daß sie schon nach zwei Minuten ganz unsicher wurde und erkannte: hier war etwas Wichtiges vorgefallen.

Und als sie mählich verstummte, sprach er: „Es tut mir sehr leid. Aber ich hab' einen Besuch machen müssen bei meinem Schwager Franziskus Dionysius Deutelmoser. — Und daran zeigt sich, daß Frauen niemals recht haben, wenn sie mit ihren Männern zanken.“

—

Als Weihnachten vor der Türe stand, sah Spitzweg ein, daß sein »Armer Poet« ganz gewiß nicht mehr zur rechten Zeit fertig werden würde. Er hatte sich auch nicht sonderlich mit der Arbeit beeilt; denn im Laufe nachdenklicher Tage waren ihm doch Zweifel gekommen: ob es dem Toni wohl angenehm sein würde, durch ein solches Bild immer an seine wunschlose Vergangenheit erinnert zu werden. Freilich: dem kleinen Maler schien das völlig harmlos. Aber es war nun einmal nicht jeder so philosophisch und gleichgewichtig wie die Enten auf dem Eise des Englischen Gartens.

Also machte sich Spitzweg am zwanzigsten Dezember auf und besuchte das Ehepaar Sigl, um zu erkunden, was er den Freunden wohl anstatt des Armen Poeten zum Christfest schenken könne.

Frau Marie überfiel ihn sogleich mit einer Einladung zum heiligen Abend, und der Toni sprach

gehalten: „Ja — es scheint, als ob wir stets zusammen vor dem Lichterbaume sitzen müßten ... Wissen Sie noch: voriges Jahr? Hm. Damals gab es einen ganz kleinen, lieben Christbaum, und für Sie lag eine Marzipanpalette darunter. Ach ja.“

Spitzweg verfiel in ein wehmütiges Sinnen. „Ein Jahr ist erst vergangen seitdem? Lieber Himmel, und was hat man erlebt unterdessen! Es war eine sehr absonderliche Stimmung damals — gelt, Sigl? No, Ihnen hat das Christkindl ein wunderreiches Jahr beschert, voll Tränen und Lachen — grad wie das Leben halt ist. Aber mir? Das ewige Morgen! Und dafür soll man sich dann auch noch bedanken —“

„Tun Sie es!“ sagte der Toni, „tun Sie es; wissen Sie denn nicht, wie herrlich dieses Geschenk ist?“ Dann stützte er den Kopf in die Hand und schwieg.

Marie merkte, daß hier ein ganzer Kalender voll Erinnerungen aufgeschlagen werden würde, wenn niemand dazwischenredete. Also sprach sie geschwind: „Und der Deutelmoser! Lieber Herr Spitzweg — was sagen Sie zu dem Deutelmoser?“

Der Maler besann sich in die Gegenwart. „Was soll einer zu dem sagen? Daß er ein ganz Ver-

druckter ist, ein Philister? Seit acht Wochen oder länger hab' ich ihn nimmer gesehen, und wenn man zu ihm geht, macht einem keiner auf. Der Stammtisch ist rabiat über ihn."

Da lachte Frau Marie und sagte: „Oh Sie Ahnungsloser! Wenn Sie heiraten wollten, kämen Sie wohl auch nimmer so oft ins Kaffeehaus."

„Hei —?" fragte Spitzweg fassungslos.

Gigl nickte beglückt. „Freilich. Sogar meine Schwester Philine."

Seit diesem Augenblicke wurde der Maler immer nachdenklicher und schweigsamer; und nach einer Viertelstunde empfahl er sich.

„Was hat er denn?" sagte Marie verblüfft hinter ihm her.

Der Toni hob die Schultern. „Ich glaub', das ist eine lange Geschichte. Er mag wohl seine besonderen Gedanken haben, wenn er sieht, wie seine Freunde Hochzeit machen . . ." Dann stieg er in sein Zimmer hinauf und lief eine Stunde auf und ab, die Hände auf dem Rücken, und sehr versonnen.

Spitzweg aber ging einsam durch den stahlblauen Winterabend, der zwischen den Häusern lag. In den kleinen Fenstern der Kaufläden strahlten die Lampen über flitternden Weihnachts-

geschenken, und Menschen standen davor mit still-glänzenden Augen und dachten: was sie wohl kaufen sollten, um einander Freude zu machen. Jeder wußte einen, dem er etwas schenken wollte, und jeder hatte einen, der ihm etwas schenken würde. Nur der kleine Maler Carl Spitzweg ging einsam durch all diese frohe Verheißung und Erwartung und war ganz allein.

Auf dem Marienplatze stand ein duftender Fichtenwald und wartete darauf, mitgenommen zu werden. Spitzweg hielt inne und überlegte, wie sich so ein Weihnachtsbaum wohl in seiner kärglichen Stube ausnehmen würde. Aber dann schüttelte er den Kopf und schritt weiter; wozu? für wen?

Richtig — der Donisl wollte nun also auch heiraten. Ja. Spitzweg ging nach der Hofapotheke hinauf und reichte ihm über die Ladentafel die Hand.

„Ich wünsch' Dir auch viel Glück für Deine Ehe, Dentelmoser. Ich hab's eben erst erfahren, daß Du ein Hochzeiter — ein heutiger. Das ist gescheit von Dir, Donisl."

„Ja, ja!" sagte Dentelmoser vergnügt, „einmal muß man doch daran, gelt? Es hat eh lang genug gedauert."

„Lang? Gegen die Ewigkeit gehalten ist es nichts. Es gibt auch ewige Hochzeiter.“

„Hm. Du hast heute Deinen üblen Humor. — Aber was ist? Kommst Du zum heiligen Abend auch hin?“

„Wohin?“

„Zum Sigl.“

„Ach — — ja. Ich geh schon. Denn so ganz alleinig daheimsitzen tut nicht gut. Ich will Dich abholen, gelt?“

„Ist schon recht!“ sagte Deutelmoser und nickte.

Dann ging der Maler.

In den Straßen schlief das Leben mählich ein, und die Lampen der Ladenfenster verloschen. Über den Frauentürmen stand der Sternhimmel, und seine Lichter glommen aus der Ewigkeit herüber. Wie sanfte Augen sahen diese Sterne auf das Leben — wie sanfte Augen, die leise zittern vor verhaltener Wehmut und quellendem Mitleid mit den armen Menschen. Sie zittern nur, aber sie weinen nicht. Denn ein irdischer Kummer ist ewiger Tränen nicht wert.

Warum auch weinen? Morgen, morgen wird es besser werden. Nur wenn der Kummer ewig wäre, würden die Sterne weinen. Aber sie zittern nur, aus Mitleid mit dem Heute.

Und jetzt kaufte der kleine Maler Carl Spitzweg doch einen Weihnachtsbaum und trug ihn heim. Es war ihm, als würde das Leben eine große Freude darunter ausbreiten — morgen, oder übermorgen, oder irgendwann. Denn die Sterne weinten ja nicht, sondern sie zitterten nur, in quellendem Mitleid mit dem Heute.

Am Nachmittage des vierundzwanzigsten Dezember war es Spitzweg ums Herz wie einem Kinde vor der Weihnachtsbescherung. Über seinen kleinen Christbaum hatte er ein wenig Flittertand gehängt, und nun stand er tiefsinnig vor dem geschmückten Werk und spürte ein großes Warten im Herzen — gerade so, als ob im nächsten Augenblicke die Tür aufgehen sollte, durch die der Knecht Rupprecht einen gewaltigen Sack voll Nüsse auf die Dielen schüttete ...

Eigentlich war es zum Lachen; denn worauf durfte der Maler Carl Spitzweg heute wohl warten? Freilich — die junge Frau Marie würde gewiß eine liebe Niedlichkeit für ihn in Bereitschaft haben; vielleicht auch Gigl. Aber das war sicher kein Grund, so aufgeregt zu sein, wie er es nun einmal war.

Als dann die spitzen Schneedächer im frühen

Abendscheine leuchtrot und warm wurden, konnte es der Maler völlig nimmer aushalten in seiner trippelnden Einsamkeit. Sondern er fuhr in den Mantel, nahm den Hut vom Nagel und rannte weg.

Richtig — den Donisl sollte er ja abholen. Allerdings hatte er dazu noch zwei Stunden Zeit; aber schließlich konnte man mit ihm noch ein Stück Weges spazieren laufen, im knirschenden Schnee und durch die frische Frostluft.

So unruhig und voll Erwartung war Spitzweg, daß er ein ordentliches Herzklopfen hatte, als er endlich oben vor Deutelmosers Türe stand. In der Stube beschaute ihn der Apotheker mit seinem geruhigsten Franziskuslächeln, meinte: das sei ein Weihnachtsfieber, wie er es früher auch gekannt habe, und beeilte sich, mit seinem Anzuge fertig zu werden.

Dann gingen sie miteinander durch die abendblauen Gassen, kamen an das Sendlinger Tor und bogen ziellos in die Thalkirchener Straße ein. Dort wurden die Häuser schon spärlich und hatten verschneite Gärten um sich gebreitet.

Ein dunkler Wagen holperte langsam hinter den beiden her und überholte sie.

„Auch ein Weihnachten!" sagte Spitzweg deutend. „Die fahren nach dem Friedhof..."

Deutelmoser brummte etwas davon, daß er sich die Laune nicht verderben solle.

Aber der Maler sprach: „Warum auch nicht? Es ist gar nicht so sehr traurig! Sie wollen einen begraben — ja; das ist doch nur eine besondere Art Auslegung für das Weihnachtsevangelium »Friede auf Erden!« Wer da vorn hinter der langen Mauer zur Ruhe gelegt wird, der hat einen Frieden, den ihm keiner stören kann; er ist zu ihm zurückgekehrt wie ein Kind zur Mutter. Aber wir Lebendigen sind nur glückliche Kinder, solange die Lichter am Baume brennen — dann, nach zwei Tagen, geht die Hast und Unruhe von neuem an. Wahrhaftig: es ist gar nicht so traurig, zu Weihnachten auf dem Friedhofe zu sein. Es gibt auch stumme Predigten."

Darüber waren sie an das weit offene Tor des Gottesackers gekommen, in das vorhin der Wagen eingebogen war.

Und Spitzweg blickte über die sanftverschneiten Steinkreuze, sah hinüber nach dem langen Hügel jenseits des Isartales, der noch im warmen Abendlichte lag — und all seine pochende Unrast sank ihm vom Herzen. Er hatte sein heiteres Lächeln in den Augen. „Du — da hinein gehen wir einmal."

„Ich hab' noch keine Eile damit..." sagte Deutelmoser fast unbehaglich.

„So mein' ich's auch nicht. Denn dann — ja dann haben wir auch nichts mehr davon; höchstens die ewige Ruhe, und die ist allerdings was wert. Aber nein: gleich jetzt gehen wir. Das ist eine schöne Christandacht: ein Abendgang über den Kirchhof; denn jedes schweigende Kreuz predigt den Frieden."

Und sie schritten durch das weite Tor und wandelten langsam zwischen den Gräbern.

Immer nachdenklicher wurde der Maler. „Im Schnee ist es am schönsten hier. Denn der Schnee sagt: Ich decke alles zu; ich decke alle Härten und Ecken und Kanten zu; ich bin der fleckenlose Mantel, den der Tod über alle Unterschiede breitet; ich bin auf dem Grabe des Armen gerade so schön wie auf der Gruft des Reichen; ich hülle mein unschuldiges Weiß über Gut und Böse. Kommt wieder, Menschenkinder!"

Deutelmoser nickte dazu.

„Und wie der Himmel glasklar und dämmerblau über dem Lande steht. Nur wo die Sonne sinkt, glimmt ein mildes Feuer um das Tor der Ewigkeit. — Was meinst Du nun? Ist das ein andächtiger Weihnachtsgang?"

„Wohl."

Durch die Reihe der sanften Kreuze kamen Menschen heran. Sie schauten versonnen auf den Boden, in den sie eben einen gebettet hatten, und der Abend legte seinen Schleier um die schwarzen Kleider. Da kamen die Geistlichen, und da kamen Freunde. Und weit als letzte schritten zwei, die wohl ihr Kind begraben hatten.

Spitzweg trat mit Deutelmoser auf einen Seitenpfad und wollte die beiden vorüberlassen.

Aber da hob die Frau das blasse Gesicht und blickte den Maler aus großen dunklen Augen an.

Der grüßte tief. Denn er kannte sie wohl.

Sie hatte einmal Clara Lechner geheißen.

Dann war sie vorbeigeschritten.

Und Spitzweg stand noch schweigend zwischen den schweigenden Gräbern, barhäuptig, und starrte hinüber nach dem Hügel jenseits des Isartales; dort war nun auch das letzte Abendlicht von der Dämmerung mit leisem Finger ausgedrückt worden, und ein weicher Duft schleierte sich über das Land.

Das war ein Wiedersehen gewesen: zwischen verschneiten Gräbern ... Über Arm und Reich, über Gut und Böse breitete sich der Schnee als ein reiner Mantel. Und die Kreuze redeten eine

stumme Sprache: wie alles Leben aus der einen Mutter Erde wächst und nach kurzer Irrfahrt wieder zu Erde wird, davon es genommen ist; wie alles wieder zueinander kommt, und daß alle Trennung nur ein trügerischer Nebel ist, der bald zerreißen muß. Der kleine Maler stand mitten unter diesen Kreuzen, hörte ihre Sprache und erkannte: nur eine kurze Spanne Zeit lag zwischen heut und damals ... Was ist Zeit? Etwas, das im Augenblicke des Wiedersehens zu nichts wird.

Da schwang sich ein großer Klang durch das Dämmerdunkel, und andere riefen ihm Antwort, sangen mit und läuteten von allen Türmen die Weihnacht ein.

„Komm!" sagte Spitzweg und wandte sich zum Gehen.

Aber Deutelmoser war nicht mehr neben ihm.

An diesem Abend wartete Frau Marie eine vergebliche Stunde auf den Maler.

Als ihre Ungeduld zu Ärger werden wollte, sprach Deutelmoser begütigend: „Lassen wir ihn. Es ist ihm ein besonderes Christkindl begegnet; aber ich mag jetzt nicht weiter davon reden."

Und als Frau Marie trotzdem einen Diener zu Spitzweg schickte, erfuhr sie, daß zwar Licht hinter den Fenstern gewesen sei, daß aber niemand die Tür geöffnet hatte. —

Der Maler aber saß einsam in seiner kargen Stube vor dem kleinen Lichterbaum und sann bis tief in die Nacht. Seit seiner Kindheit war es heute das erste Mal, daß er ein großes Geschenk zu Weihnachten bekommen hatte. Aber es war ihm doch nicht leicht ums Herz; denn er wußte nicht, was es zu bedeuten habe.

Spitzweg öffnete auch nicht, als ein paar Tage später Deutelmoser an seiner Türe läutete. Und

als der Donisl wider seine Gewohnheit ins Kaffeehaus ging, erfuhr er, daß Spitzweg seit dem vierundzwanzigsten Dezember nicht mehr gekommen sei.

Deshalb schrieb er an den Maler einen Brief: er müsse durchaus mit ihm sprechen, weil es eine ganze Reihe höchst wichtiger Neuigkeiten gebe; und also wolle er am Donnerstag hinaufkommen.

Das gelang. Deutelmoser fand den Freund an der Staffelei; er hatte große Filzpantoffeln an den Füßen, trug einen alten Schlafrock und sah aus wie einer, der Tage lang nicht aus der Stube gekommen ist.

Der Donisl bemerkte diesen Anzug und schüttelte den Kopf. „Das ist recht!" sagte er grollend, „da hat er nun seine ewige Liebe wiedergefunden — und hockt heroben wie ein Depp. Mensch! Wenn mir so ein Glück begegnet wäre, tät' ich mir ein neues Gewand mit Seidenfutter kaufen und tät' eine Rose ins Knopfloch und ginge durch die Welt, um meine ewige Liebe zu besuchen —"

Da schaute Spitzweg von seiner Malerei auf und sah den Donisl über die Schulter an. „Im Januar gibt es keine Rosen, Donisl. Und außer-

dem: wer sagt denn, daß es ein Glück ist? Ich weiß es nicht."

„Ja so!" Deutelmoser warf seinen Mantel über den Stuhl und ließ sich auf das bucklige Kanapee fallen. „Ja so! Dann freilich! — Aber ich sag' Dir was, mein Lieber: wenn Du Dich noch einmal beklagst, daß es kein Glück für Dich gibt auf der Welt, und daß Du nie bekommst, was Du möchtest — nachher hab' ich nix mehr zu tun mit Dir! Was? Warten können ist eine schöne Tugend; aber wenn jemand sich einen Spaß daraus macht, immer zu warten, bis es zu spät ist, dann ist er ein Esel. Und mir scheint: Du bist einer."

„Möglich!" sagte der Maler gelassen.

Der Donisl geriet in helle Wut über diese Ruhe. „Oh Du! Drei Jahre sitzt der Mensch da und wartet und spinnt. Und dann kommt das Christkindl und sagt: da hast du sie! — und Du weißt nichts besseres, als in Schlafrock und Pantoffeln vor Deiner Pinselei zu hocken?"

„Was tätest denn nachher Du?" fragte Spitzweg.

„Ich? Ich lief' durch die Gassen und suchte sie!"

„München ist groß."

„Also ging' ich zur Polizei: bitt' schön, wo wohnt die Clara Lechner?"

„Und die Polizei sagt: Clara Lechner gibt es keine. Du Siebenmalgescheiter: sie ist ja verheiratet!"

„Richtig!" sagte Deutelmoser und schmunzelte verstohlen. „Aber wozu hat man Bekannte? Stell' Dir vor, ich wäre der alberne Kerl, der Spitzweg. Also: ich lauf' zu meinem gescheiten Freunde Deutelmoser und sage: Lieber Donisl' sag' ich, Du bist doch immer obenauf — weißt Du vielleicht, wo meine ewige Liebe wohnt und wie sie heißt? Und der gescheite Deutelmoser greift in seine Taschen und holt einen Zettel heraus — so ungefähr wie dieser da! — und sagt: Natürlich! Sie heißt Clara Raab und ihr Mann ist Weber und wohnt in Schwabing . . ."

Da ließ Spitzweg den Pinsel sinken und drehte sich ganz nach dem Donisl herum. Er starrte ihn an.

Deutelmoser nickte und war von der Wirkung seiner Rede höchst befriedigt.

„Woher —"

„Ja gelt! Aber das ist sehr einfach. Wie Du neulich so abwesend auf dem Friedhof gestanden bist und vor Dich hingeschaut hast — da hab' ich schon gewußt, was es jetzt geschlagen hat. Denn das kenn' ich! Bin also hinter ihr hergelaufen und hab, am Tor einen von ihren Bekannten um sie

gefragt. Und nun weißt Du's, Spitzweg. Nun weißt Du es — sei gescheit! Sei nur einmal gescheit in Deinem ungeschickten Leben, Spitzweg!"

Eine Weile sann der Maler vor sich hin. „Aber —"

„Aber? Schon wieder ein Aber?"

„Ja, Deutelmoser. Und zwar ein ganz großes Aber. Sie ist doch verheiratet!"

Der gewandte Donisl kam einigermaßen außer Fassung über diesen Einwurf; denn es ging ihm auf, daß dies ein »Aber« sei, an das er noch nicht gedacht hatte. Früher, als er noch schlank und sehr jung gewesen war, hatten ihn derlei Nebensächlichkeiten gewiß nicht geniert; doch jetzt näherte er sich einem behäbigen Bürgerdasein und wußte eine gesetzlich vorgeschriebene Treue wohl zu schätzen. Also steckte er ein erstaunlich ehrbares Gesicht auf und sagte: „Hm. No — man kann nichts darüber wissen. Aber wenn sie meine ewige Liebe wäre, tät' ich zum wenigsten doch einmal nachschauen, wie es ihr geht. Oder?"

„Ja!" sagte Spitzweg und tat einen erleichterten Seufzer. „Natürlich! Einmal nachschauen, wie es ihr geht. Dabei ist doch gewiß nichts, gelt?"

„Nein!" sagte der Donisl noch viel ehrbarer und kam sich unmäßig gesetzlich vor. Er legte den

Zettel mit der Adresse auf den Tisch. „Aber daß ich Dich herausgerissen hab' aus Deiner spinnigen Einsamkeit, das freut mich. Und nun Adieu — zum letztenmal: sei gescheit, Spitzweg!“

Dann ging er.

An diesem Tage kam der Maler wieder an den Stammtisch und war ebenso stillvergnügt und leise brummig wie sonst.

Franziskus Dionysius Deutelmoser aber hatte noch am selben Abend eine ernste Unterredung mit seinem Freund und Schwager Anton Gigl. Der merkwürdige Weg, den Spitzweg jetzt vielleicht betreten würde und der in sehr abschüssige Gegenden führen konnte, machte den Donisl nachdenklich. So sehr war er schon zur Ordnung hinunterverdorben. Und deshalb beschloß er, so schnell wie möglich mit seinen Sachen ins reine zu kommen.

Gigl versprach mit Freude, das fehlende Geld für die Apotheke herbeizuschaffen, die Deutelmoser im Norden der Stadt kaufen wollte. Aber er nahm dem Donisl das Versprechen ab, vorher noch die Philomena zu heiraten.

„Selbstverständlich!“ nickte der sehr bürgerliche Franziskus, —„sie kann eh nimmer lang warten damit. Hihi!“

Und so war alles Geschäftliche erledigt. Gigl

ließ eine zweite Flasche Burgunder heraufbringen, setzte sich hinter dem Tisch zurecht wie einer, der nicht sobald wieder aufstehen will, und fragte: „Jetzt — was ist mit Spitzweg?"

Da erzählte ihm der Donisl getreulich, wie alles gekommen sei. Er begann mit der Wanderung nach Tölz vor drei Jahren und endete bei dem Christabend auf dem Friedhofe. „Und weil das Fräulein Marie Ampfinger der Clara gar so ähnlich gesehen hat ..." sagte er nach einer besinnlichen Weile.

„Ja, ja." Sigl war über der Erzählung in eine wehmütige und mitleidige Stimmung geraten.

Er dachte an sein Wort vom ewigen Hochzeiter. Ganz harmlos hatte er das zu Spitzweg gesagt — aber jetzt kam ihm die Erkenntnis: daß der kleine Maler auch wirklich und wahrhaftig ein ewiger Hochzeiter gewesen sei die ganze Zeit über — auch wenn er kein Künstler wäre.

„Du!" sagte er plötzlich zu seinem neuen Schwager, „neulich auf dem verschneiten Friedhof — das muß seltsam schön gewesen sein. Die stillen Kreuze, und die kalte Dämmerung, und der Schnee ..."

Deutelmoser nickte. „Völlig sinniererisch ist er gewesen, der Spitzweg. Und was ich sag': so tiefsinnig hat er daher geredet — just wie ein Pfarrer."

Da lachte Anton Sigl einigermaßen gezwungen und schaute den Donisl mit einem fast mitleidigen Blick an. „Und Du bist halt ein Apotheker — gelt? No ja. Aber jetzt tu mir einen großen Gefallen —: laß mich für heut abend allein."

„So?" fragte Franziskus Dionysius; er war völlig erstaunt. „Wer soll denn nachher den Wein austrinken? Ich hab' gemeint —"

„Auf ein andermal, Donisl!" sagte Sigl und stand auf. Es klang, als ob er bereits mit seiner Seele auf dem Monde spazieren ginge.

Und als Deutelmoser dann fort war, lief Anton Sigl mit großen Schritten durch das Zimmer, blieb unterweilen einen Augenblick stehen, fuhr sich durch das Haar, murmelte etwas und wanderte weiter. Nach einer Stunde klingelte er dem Diener und schickte ihn zu Frau Marie hinüber: er habe noch wichtig zu arbeiten und sie solle nicht auf ihn warten mit dem Schlafengehen.

Erst lange nach Mitternacht ging er zu Bett und konnte doch nicht schlafen; denn sein Herz wallte noch über von einem großen Erlebnis.

Am anderen Morgen fuhr Spitzweg unwillig aus dem letzten Schlummer: es war ihm, als habe sich jemand an seiner Türe zu schaffen

gemacht. Und richtig klopfte es draußen wieder, ungeduldig und aufgeregt.

„Was wäre denn das?" sagte der kleine Maler. „Ganz dunkel ist es noch — und es kommt Besuch?" Er machte sich aus dem Bett und zog in aller Ruhe die Vorhänge zurück; und weil es noch gar so dämmerig war, zündete er die Kerze an. Dann trat er mißtrauisch in den kleinen Flur hinaus.

„Spitzweg!" sagte jemand auf der Treppe, „schließen Sie auf! Ich bins — Gigl."

Da drehte er den Schlüssel um, und wirklich stand der lange Gigl draußen.

„Kommen Sie nur herein!" sprach der Maler verwundert, führte den Freund in die Stube und kroch fröstelnd wieder in das Bett. „Ist etwas passiert?"

„Ja!" sagte der andere voll Unrast und fuhr mit der Hand nach der linken Brusttasche.

Spitzweg kannte diesen Griff von früher her und lachte sich ordentlich wach. „Oh mei — jetzt ruckt er in aller Herrgottsfrüh mit einem Gedicht an! Hab' ich denn Geburtstag?"

„Ob Sie Geburtstag haben, weiß ich nicht. Aber ich habe ihn — ich, oder vielmehr der Poet Anton Gigl! Hören Sie? Der Poet..."

„Ich glaube. Sigl —: das ist eine Trauer und eine Freude zugleich. Da sehen Sie es wieder: ich bin nachdenklich und melancholisch gewesen — und Sie machen daraus ein Gedicht; ich hab' den Schmerz und das Herzweh, und andere ziehen den Nutzen daraus. Ja, ja. Und was für ein Gedicht, Sigl! Das erste wieder seit — damals; die Auferweckung des Töchterleins Jairi: sie war nicht tot, sondern sie schlief nur. Dazu wünsch' ich Ihnen Glück."

Aber nun war der Poet nicht mehr so überquellend vor Auferstehungsjubel, sondern er hörte die Worte an und sprach dann ganz wehmütig: „Glück? Oh ja — es schien mir eins zu sein. Und ich bin froh darüber, daß das leidige Geld nicht alles erstickt hat, daß der Pegasus sich an den goldenen Haber gewöhnt hat. Aber nun? Nun geht das unselige, selige Spiel von neuem an: morgen, warte nur, morgen kommst du ans Ziel; jetzt irrlichtert wieder das nie erreichte Morgen vor mir her. Der Poet ist zwar kein armer Poet mehr, aber er ist doch wieder, was er war: der ewige Hochzeiter."

„Und damit müssen wir zufrieden sein," sagte Spitzweg. „Denn schließlich: was ist das Glück? Glück ist immer nur das, was wir uns wünschen,

aber noch nicht haben; denn wenn wir es haben, dann zeigt sich, daß es gar kein Glück ist ... So hat der Herrgott den Menschen nun einmal geschaffen — er wird schon wissen, warum. Und sehen Sie: weil das so ist, deshalb ist der Künstler auch immer noch am glücklichsten; denn er erreicht ja nie völlig, was er will. Der ewige Hochzeiter! — — Apropos! Es ist hell geworden, und Sie können die Kerze auslöschen. Da, rücken Sie die Staffelei ans Fenster! Nun?"

„Himmel!" rief Sigl, „das bin ja ich! In meiner Dachkammer! Und der Regenschirm, und der Seneca, und die Manuskripte — ach Spitzweg ... Und das zeigen Sie mir jetzt? Gerade jetzt, wo ich mich halbwegs wieder mit der Welt ausgesöhnt habe?"

„Eben deshalb!" sagte der Maler erstaunt, „denn jetzt können Sie ja darüber lachen."

„Lachen, Spitzweg, lachen? Herausheulen möcht' ich vor lauter Neid auf mich selber! Denn glauben Sie mir: es ist schwer für einen verheirateten Mann, ein ewiger Hochzeiter zu sein."

Und dann setzte sich der Poet Anton Sigl vor das Bild, betrachtete es wie ein verlorenes Paradies und schluckte wirklich ein paar wehmütige Tränen hinunter.

Spitzweg besah sich die plötzliche Aufregung eine Weile und las dann noch einmal die »Gräber im Schnee«.

„Hat der Donisl es doch nicht für sich behalten können, die Ratschkathl!" sagte er schließlich geniert; „nun wissen Sie natürlich längst, was mir begegnet ist, und kennen die ganze Geschichte."

„Ja. Ich weiß sogar noch mehr als der Donisl. Nämlich: warum Sie die Marie . . ."

„Das ist ja schon alles vorbei, Sigl. Machen Sie sich keine Gedanken, gelt? Es hat ja eh keinen Zweck gehabt; und der blaue Flecken, den mein dummes Herz damals gekriegt hat, ist auch schon lang wieder fort. Übrig geblieben ist nur eins: die ewige Hochzeiterei . . ."

„Gott sei Dank!" sagte Sigl.

An einem sonnigen Januartage machte sich Spitzweg auf und wanderte hinaus nach Schwabing. Dort waren die kleinen, dörflichen Häuser noch einzeln in die verschneiten Wiesen gestreut, denn die Stadt München endete mit der Ludwigstraße.

Weit draußen in der Nähe der Kirche fand er ein grünes Häuslein, über dessen niederer Tür ein Blechschild zu wissen tat, daß hier der Webermeister Raab wohne. Ein richtiges Herzklopfen bekam Spitzweg, als er davorstand, und es stieg ihm heiß auf in der Brust; ernsthafte Erinnerungen und heimliches Bangen vor dem Zukünftigen ließen ihn unsicher und ängstlich werden.

Aber dann hatte er plötzlich den kalten Türgriff in der Hand; die Flurglocke schrillte, und aus der Stube schaute ein Lehrbub heraus.

„Zu dem Webermeister Raab möcht' ich —" sagte Spitzweg. Der Bub stieß die Tür weit auf und sagte: „Bitt' schön!"

Der Maler trat ein. Es war kalt und häßlich in dem kahlen Raum, und in der Luft hing ein süßlicher Geruch von Garn und schlechtem Tabak.

Raab stand am Webstuhl und fädelte an seiner Arbeit herum. Er war schmal und gebückt vor Arbeit. Nun wandte er sein blasses Gesicht mit dem kurzen, dunklen Vollbart, nickte und richtete sich ein wenig auf.

Ein armer Mann —! dachte Spitzweg, als er in diese tiefliegenden Augen sah, und fror innerlich. Aber er sagte: „Weil ich gerade vorbeigekommen bin, hab' ich gemeint: ob Sie mir etwa ein paar Ellen grobe Leinwand machen können ..."

„Freilich!" sagte der Weber, „aber die Maße bräucht' ich."

„Ich hab' sie schon aufgeschrieben, und meine Wohnung auch." Spitzweg kramte einen Zettel aus der Manteltasche und reichte ihn Raab.

Der nickte, legte das Papier auf den Fensterstock und wartete, ob der Herr wohl noch etwas zu sagen habe.

Aber der kleine Maler war so erschrocken und angekältet von der Kahlheit dieses Lebens, daß ihm der sorglich zurechtgelegte Faden einer Unter-

haltung zerriß. Also murmelte er nur: „Und wenn Sie fertig sind, schicken Sie —"

Raab nickte wieder und ging mit zur Tür, sagte ein »Grüß Gott!« — und dann stand Spitzweg wieder draußen auf dem hellsonnigen Schnee, ging den Weg zurück, den er vor einer Minute gekommen war, und schauderte noch vor der grauen Leerheit, die in der Werkstatt und in den Augen dieses Mannes gelegen hatte.

Und hier sollte nun die wohnen, die ehemals Clara Lechner hieß; die frisch und zierlich gewesen war; die ein Lachen auf den Lippen und eine tief-schwermütige Sehnsucht nach Glück in den dunklen Augen gehabt hatte —

„Herrgott im Himmel!" sagte der Maler ganz laut in die sonnige Winterstille hinein; es lag ein Vorwurf und eine harte Anklage in diesen Worten. Hier! Er dachte an die Nebelmondnacht in Tölz und hörte Clara sagen: „Aber ich soll heiraten auf Weihnachten —." Und nun er die Armut in dem grünen Hause gesehen, wuchs ihm dieses »Soll« zu einer schwergrauen Geschichte voll Kummer und Schmerzen und Gebrochenheit, und das Herz wollt' ihm stehen bleiben vor Mitleid und Reue. Reue? Warum? Er hatte nichts zu bereuen. Oder doch: wenn er damals den Mut und die

Der Maler trat ein. Es war kalt und häßlich in dem kahlen Raum, und in der Luft hing ein süßlicher Geruch von Garn und schlechtem Tabak.

Raab stand am Webstuhl und fädelte an seiner Arbeit herum. Er war schmal und gebückt vor Arbeit. Nun wandte er sein blasses Gesicht mit dem kurzen, dunklen Vollbart, nickte und richtete sich ein wenig auf.

Ein armer Mann —! dachte Spitzweg, als er in diese tiefliegenden Augen sah, und fror innerlich. Aber er sagte: „Weil ich gerade vorbeigekommen bin, hab' ich gemeint: ob Sie mir etwa ein paar Ellen grobe Leinwand machen können ...“

„Freilich!“ sagte der Weber, „aber die Maße bräucht' ich.“

„Ich hab' sie schon aufgeschrieben, und meine Wohnung auch.“ Spitzweg kramte einen Zettel aus der Manteltasche und reichte ihn Raab.

Der nickte, legte das Papier auf den Fensterstock und wartete, ob der Herr wohl noch etwas zu sagen habe.

Aber der kleine Maler war so erschrocken und angekältet von der Kahlheit dieses Lebens, daß ihm der sorglich zurechtgelegte Faden einer Unter-

haltung zerriß. Also murmelte er nur: „Und wenn Sie fertig sind, schicken Sie —"

Raab nickte wieder und ging mit zur Tür, sagte ein »Grüß Gott!« — und dann stand Spitzweg wieder draußen auf dem hellsonnigen Schnee, ging den Weg zurück, den er vor einer Minute gekommen war, und schauderte noch vor der grauen Leerheit, die in der Werkstatt und in den Augen dieses Mannes gelegen hatte.

Und hier sollte nun die wohnen, die ehemals Clara Lechner hieß; die frisch und zierlich gewesen war; die ein Lachen auf den Lippen und eine tief-schwermütige Sehnsucht nach Glück in den dunklen Augen gehabt hatte —

„Herrgott im Himmel!" sagte der Maler ganz laut in die sonnige Winterstille hinein; es lag ein Vorwurf und eine harte Anklage in diesen Worten. Hier! Er dachte an die Nebelmondnacht in Tölz und hörte Clara sagen: „Aber ich soll heiraten auf Weihnachten —." Und nun er die Armut in dem grünen Hause gesehen, wuchs ihm dieses »Soll« zu einer schwergrauen Geschichte voll Kummer und Schmerzen und Gebrochenheit, und das Herz wollt' ihm stehen bleiben vor Mitleid und Reue. Reue? Warum? Er hatte nichts zu bereuen. Oder doch: wenn er damals den Mut und die

der Taufe zu veranstalten und so den kleinen Donisl auf eine angenehme Weise zu bewillkommnen. Zum Hochzeitsessen kam nur Spitzweg.

Der Maler war so aufgeräumt und lautvergnügt, daß ihn Deutelmoser gelegentlich beiseite nahm. „Also — wie stehts? Mir scheint, der Herr Spitzweg hat die Sache in die Hand genommen?"

„Freilich, freilich!" sagte der sehr zufrieden.

„Also?"

„Was? Ha — ich bin draußen gewesen und hab' eine Leinwand bestellt."

„Und?"

„No — was soll noch sein? Wenn sie fertig ist, werden wir schon weiter sehen."

„Das ist alles?" fragte Deutelmoser und zog die Brauen hoch. „Das ist alles? Wie lang dauert denn das schon?"

„Drei Wochen!" sagte der Maler ein wenig kleinlaut.

„Drei Wochen? Mensch! Und derweil hockst Du daheim und schaust auf die gebratenen Tauben aus?"

Da gab sich Spitzweg einen Ruck und bemühte sich, den Donisl von oben herunter anzusehen. „Red' nicht! Davon verstehst Du nichts. Ich

mach' meine Sachen schon. Diesmal bestimmt. Damit basta."

Deutelmoser betrachtete diese Energie mit Erstaunen und verstummte. Auch Sigl fragte nicht. —

Aber es verging noch eine Woche. Spitzweg saß einigermaßen hilflos in seiner Stube und dachte: bevor nicht die Leinwand abgeliefert sei, könne er nichts weiter unternehmen. Er malte mit Eifer an dem Armen Poeten weiter und fand zu seiner Freude, daß das Bild nachgerade fertig sei; trotzdem hatte er immer noch etwas an dem Werke zu bessern und prüfte es jeden Tag mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit — denn es kamen ihm verwegene Pläne und er dachte bisweilen, wie das Bild sich wohl in der Ausstellung des Kunstvereins ausnehmen würde. Früher wäre er über die Kühnheit dieses Gedankens erschrocken; aber jetzt war er so jafroh und wagemutig geworden, daß es ihm gar nicht mehr so entsetzlich schien, vor das große Publikum hinzutreten und der Kritik die Stirne zu bieten. Im Sommer würde das vielleicht geschehen ...

Nun saß er leidlich zufrieden vor seinem Werk und wartete, bis die Farbe trocken sei und mit einem hellen Firnis überzogen werden könnte.

Lehrbub ist davongelaufen. Warum hätt' er auch dableiben sollen? Es gibt ja nichts zu arbeiten in dieser bitteren Zeit."

„Steht es schlecht?"

„Man lebt. Er arbeitet ja auch. Aber er sagt: es hilft nichts, die Maschinen erdrücken uns alle. Ob er damit recht hat, weiß ich nicht. Aber eins ist wahr: es hilft nichts."

Dem Maler war es, als ob ihm das Herz gefriere. Nun klafften doch die drei langen Jahre wie ein Abgrund von Elend vor ihm auf, und wieder brannte ihm die Reue im Gewissen. Drei Jahre war er sorglos durch das Leben gegangen und hatte mit dem Schicksal über heimliche Widerwärtigkeiten gehadert — und eine halbe Stunde weiter hatte sie gelebt, drei aschgraue Jahre voll Harm und ohne Hoffnung.

„Clara —" sagte er und rang mit der Last seiner Gedanken, „ich hab' Dich gesucht. Die ganze Zeit über hab' ich an Dich gedacht und war blind, daß ich Dich nicht gefunden hab'. Aber nun bist Du da, und jetzt will ich auch reden. Es quält mich tot. Weißt Du noch die Nacht im Isartal? Damals hab' ich eine Sünde getan, weil ich Dich gehen ließ und Dich nicht festhielt. Es wäre ja alles so anders gekommen, wenn ich's getan hätte!

Und darum hab' ich Dich und Dein Unglück auf dem Gewissen. Das ist eine schwere Last, und sie wird schwerer, je mehr ich sehe."

Sie schüttelte den Kopf. „Was hättest Du denn tun sollen? Mich festhalten? Zu Dir nehmen? Das wär' ja unmöglich gewesen, weil ich einmal versprochen war. Du hast keine Schuld. Ich auch nicht. Aber das sind vergangene Dinge und wir wollen davon schweigen."

„Nein!" sagte er laut, „ich will reden! Ich will wieder gut machen!"

„Gut machen?" fragte sie und lächelte; aber in ihren Augen schwieg ein bitterer Schmerz.

„Ja!"

„Ein Toter wird nicht mehr lebendig."

„Doch, Clara! Sogar die Toten. Aber hier ist kein Toter, sondern nur ein Kranker —"

„Krank?" sagte sie hastig und fuhr auf. „Krank? Wer hat Dir das gesagt? Ich bin nicht krank — nein! Das ist noch mein einziges Gut."

Spitzweg war fast erschrocken über diese plötzliche Unruhe. „Ich meine es ja nicht so. Ich hab' nur sagen wollen: es kann alles wieder gut werden auf der Welt; das hab' ich erkannt, als Du mir auf dem Friedhofe begegnet bist."

„Ja, auf dem Friedhofe. Der Bub ist gestorben; es war ein Glück für ihn. Wo soll auch die Kraft zum Leben herkommen bei unsereinem? Zwei Jahr alt ist er geworden, und dann hat er genug gehabt von dem Elend. Ich wollt' —"

„Sei still. Er war der einzige?"

„Ich bin froh darum. Denn noch einmal könnt' ich den Jammer nicht mit ansehen." Sie stand schnell auf und schlang sich das Tuch wieder über das dunkle Haar. „Frag' mich nicht weiter. Ich muß gehen."

Aber er stellte sich ihr in den Weg und hielt sie zurück. „Nein, Herrgott im Himmel! Noch einmal laß ich Dich nicht in die Nacht hineinlaufen, Clara! Ich hab's bitter bereut."

Nun wachte sie doch aus ihrer Dumpfheit auf, und seine fiebernde Unruhe warf sich über sie. Es war, als ob vor der flammenden Angst in seiner Sprache das Eis auf ihrem Herzen zerspränge. „Du!" sagte sie gepreßt, „bring' mich nicht auch noch um das bißchen Gleichmut, das mir noch geblieben ist. Willst Du mich ganz unglücklich machen?"

Er faßte ihre Hand. „Unglücklich? Nein — glücklich machen will ich Dich — und mich. Dich hab' ich geliebt, immer, immer nur Dich. Aber

aus Schwachheit hab' ich Dich verloren. Und nun bist Du wieder da und sollst da bleiben. So wahr —"

Sie sah ihm groß in die Augen und schüttelte den Kopf. „So wahr ist nichts, daß einer dabei Liebe schwören kann. Auf einem Friedhof hast Du mich getroffen — und auf dem Friedhofe sollst Du mich lassen. Ich lebe noch, aber unter lauter Toten. Mein Leben ist langsam verwelkt; mein Mann ist krank und müde; und meine Hoffnungen sind alle, alle tot. — Einen hab' ich geliebt: Dich. Aber es war kein Glück dabei. Und jetzt ist es zu spät. Weißt Du, daß ich verheiratet bin?"

„Noch!"

Da flimmerte es in ihren schwarzen Augen auf wie ein sehnsüchtig ferner Stern. Aber sie sah an dem Maler vorbei und lächelte bitter. „Wir wollen nicht weiter davon reden, hörst Du? Denn es gibt auch eine Pflicht. Die hab' ich nun, und die will ich weiter tragen, weil ich muß. Nun laß mich gehen —; wenn Du mich noch lieb hast, dann laß mir das Leben nicht noch schwerer werden, als es ist."

Sie zog ihre schmale Hand zurück, nickte Spitzweg zu und lief hinaus.

Als er die Tür ins Schloß fallen hörte, sah er den Leinwandpacken auf dem Tisch und die fünf Guldenzettel. Er rannte nach der Treppe.

„Clara —"

„Gute Nacht!" rief sie von unten herauf; und dann schlug die Haustüre zu.

In dieser Nacht ging Carl Spitzweg nicht schlafen. Bei seiner einsamen Lampe saß er grübelnd vor dem knisternden Feuer, oder er sprang hastig auf und begann seine Wanderung durch die Stube. Draußen schlugen die Stunden mit hartem Knöchel an die Turmglocken, und die Sterne des Himmels zogen ihre Bahn, bis sie schweigend versanken. Ja — selbst die Sterne, die Augen der Unendlichkeit, konnten nicht um eine Sekunde von dem ewigen Laufe weichen, den sie seit Jahrtausenden wandelten. Nach großen Gesetzen glitt alles aus der Vergangenheit in eine Zukunft, und die haarfeine Schneide des Messers, das die beiden voneinander trennte, hieß Gegenwart. Willenlos, stumm ergeben stiegen funkelnde, gewaltige Welten über den Horizont — und sanken willenlos und stumm ergeben über ihn hinab. Riesenhafte Welten waren das — und ein kleiner Mensch, ein Nichts, wollte? Wollte sein Schicksal

steckte die linke Hand in seine Manteltasche, schob mit der rechten Hand die große Brille etwas höher auf die Nase und betrachtete das Weib mit einem dermaßen souveränen Ausdruck, daß sie verblüfft schwieg. Es geht die Sage: dies sei das einzige Mal gewesen, daß ein Münchner Marktweib den Faden ihrer Rede jäh verloren habe. So siegermäßig schaute der Maler Carl Spitzweg an diesem Tage drein.

Als er mit großer Ruhe zu Mittag gegessen hatte, schrieb er einen nicht minder souveränen Brief an den Kunstverein, daß er demnächst von seinem Recht als Mitglied Gebrauch machen wolle und ein Bild zur Ausstellung schicken werde. Den gab er eigenhändig zur Post und ging dann ins Kaffeehaus.

Dort saßen zwei seltene Gäste: Deutelmoser und Sigl.

„No Ihr!" sagte Spitzweg und setzte sich an den Tisch, heiter wie ein Erntehimmel; „seid Ihr auch einmal daher gekommen?"

Die beiden nickten, aber Eduard Schleich sprach: „Und wie! Als wie zwei verbogene Regenschirme schauen sie aus!"

Das stimmte. Denn der Donisl hatte das Gesicht auf beide Fäuste gestützt, hielt eine Virginia

zwischen den Zähnen und blickte mit Verbissenheit auf die Wand gegenüber. Der Poet Anton Sigl aber lehnte auf dem Kanapee, ließ den Kopf hängen und starrte unter einer querfaltigen Stirn hervor in seine Kaffeetasse.

Spitzweg betrachtete die beiden mit Kopfschütteln und wollte eben eine teilnehmende Frage tun, als ihm Schleich einen Wink gab: er solle schweigen. „Es ist nichts herauszukriegen aus ihnen;" sagte er, „ein Glück, daß Du kommst. Ich hätt' mich sonst tot gelangweilt mit den beiden Melancholischen. Der Hansonn ist schon fortgerannt vor Ärger."

„Wie kann ein Mensch den Kopf hängen lassen?" fragte Spitzweg aus dem Vollgefühle seiner neuen Willenhaftigkeit heraus; „was ich sagen wollte, Schleich — also die Geschichte mit dem Kunstverein ist in Ordnung gebracht." Und er vertiefte sich mit dem Freunde in ein Gespräch; die beiden Wehmütigen hockten dabei, rührten sich nicht und schwiegen.

Endlich kramte Schleich sein Geld aus dem Sack und stand auf. Spitzweg wollte mit ihm gehen. Aber als Deutelmoser und Sigl diese Absicht erkannten, kam Leben in sie.

„Halt!" sagte der Donisl entschlossen, und

„Halt!“ sprach auch der Poet. Sie hielten den Maler zurück und ließen Schleich allein gehen.

„Was habt Ihr denn?“ fragte Spitzweg.

„Reden muß ich mit Dir!“ sagte der Donisl.

„Ich auch!“ behauptete der Toni.

Der kleine Maler setzte sich mit einem Seufzer wieder zu ihnen und wußte, daß er wieder einmal das Objekt sein würde, auf das sie ihren Kummer abladen wollten. Also machte er voll Unbehagen einen Vorschlag und sprach: „Ich seh' schon, daß Ihr Euch beklagen wollt! Warum soll nur immer ich das Opfer sein? Sagt Euch gegenseitig, was Ihr auf dem Herzen habt.“

Aber Franziskus Dionysius Deutelmoser schüttelte den Kopf. „Der Sigl ist voreingenommen dabei.“

Und Anton Sigl sagte: „Das versteht der Donisl nun einmal nicht.“

Spitzweg seufzte. „No?“

Der Donisl hub an. „Ich bin doch ein junger Ehemann, sozusagen. Jetzt, was meinst Du? gehört es sich, daß ich da im Kaffeehaus herumhock'?“

„Nein!“ sagte der Toni.

„Du, sei stad! Das verstehst Du net. Aber ich will Dir auseinandersetzen, Spitzweg, daß ich es

daheim gar nimmer aushalten kann. Ja. Denn die Philomena, nun sie mich sicher am Bandel hat, ist ein völliger Drache. Weil sie weiß, daß ich jetzt nimmer auskann, wenn ich auch möcht'. Deshalb sitz' ich hier."

„Wenn einer meine Schwester einen Drachen nennt, nachher ist das eine Beleidigung," sagte der Toni.

„Wenn einer mich seine Schwester heiraten läßt, ohne mich zu warnen, nachher ist das eine Gemeinheit!" replizierte der Donisl erbost.

„Hast ja lang genug mit ihr herumgehochzeitert, um sie kennen zu lernen!" meinte Gigl voll Gleichmut. „Ich hab' sie Dir nicht aufgeschwätzt."

Der Apotheker holte einen Seufzer aus dem Grunde seines bekümmerten Herzens herauf. „Ja. Wer hätte das auch gedacht? Als Hochzeiter war mir wohler zumut, weiß der Himmel. Jetzt hab' ich eine Frau — und es ist schon wieder nix. Eine Lumperei: immer was einem fehlt, das möchte man haben, und wenn man's hat, nachher war es eine Dummheit. Oh mei — der Spitzweg hat ja so recht mit seiner Rede vom ewigen Hochzeiter!"

Da setzte sich Gigl ganz steil auf und hatte dunkle Augen. „Geh heim, Donisl!" sagte er bittend, „Du kannst einen rein totschlagen mit Deinen un-

bedachten Sprüchen. Du und ein ewiger Hochzeiter! Was verstehst Du davon? Geh heim, sag' ich, und vertrag' Dich wieder mit Deiner Frau!"

„Das ist auch das beste!" nickte Spitzweg.

Deutelmoser schaute verdutzt von einem zum andern, erkannte, daß der Kummer bei dem Poeten wohl noch tiefer säße, brummte etwas und nahm dann seinen Hut. „Ihr seid mir auch Freunde! Wenn man sein Herz ausschütten will, schicken sie einen fort..." Und er ging seiner Wege.

Anton Sigl schaute ihm nach, bis er draußen vor dem Fenster verschwand. Dann warf er einen Gulden auf den Tisch und stand auf. „Ich bin ja nur daher gekommen, weil ich Sie hab' treffen wollen, Spitzweg. Keine Minute will ich länger hier sitzen. Wir machen einen Gang."

Der Maler folgte ihm schweigend. Zwischen den Häusern blieb der Poet stumm; aber draußen an der Isar begann er zu reden.

„Ach, Spitzweg! So gar glückselig bin ich neulich gewesen, als ich Sie aus dem Schlaf riß mit meinem Gedicht. Und so froh bin ich von Ihnen fortgegangen mit dem großen Hoffnungsjubel im Herzen, daß es nun wieder aufwärts geht mit mir..."

„Das können Sie ja auch!" sagte der andere.

Aber der Poet lachte bitter. „Nichts kann ich! Gar nichts. Wenn ich lese —"

„Das sind nur schlimme Augenblicke, Sigl!" beruhigte ihn Spitzweg. „So oft haben wir darüber gesprochen: daß unsereiner niemals ganz zufrieden sein darf mit seinem Werk — weil er sonst kein Künstler mehr ist, sondern ein Virtuos. Bleiben Sie geduldig."

„Das ist es nicht!" sagte der Poet. „Das eine Gedicht neulich ist mir gelungen, ja. Aber es war kein neues Aufglimmen, wie ich gemeint hab'. Sondern es war nur ein letztes Flackern, ein wehmütiger Funke aus vergangenen Tagen. Seitdem ist es aus."

Der Maler wollte ihn trösten. „Das Gedicht war gut. Ich möchte Sie um eine Abschrift bitten. So gut war es — warum sollte Ihnen nur das eine gelingen?"

„Lieber Himmel — zeigen Sie mir den Menschen, dem nicht wenigstens einmal in seinem langen Leben ein Gedicht gelingt. Aber Größeres? Ach nein. Und außerdem: von wem war es denn? Von mir etwa? Von Ihnen! Alles, was mir der Deutelmoser erzählt hat, hab' ich dazu hergenommen, Wort um Wort!"

„Halt!“ sprach auch der Poet. Sie hielten den Maler zurück und ließen Schleich allein gehen.

„Was habt Ihr denn?“ fragte Spitzweg.

„Reden muß ich mit Dir!“ sagte der Donisl.

„Ich auch!“ behauptete der Toni.

Der kleine Maler setzte sich mit einem Seufzer wieder zu ihnen und wußte, daß er wieder einmal das Objekt sein würde, auf das sie ihren Kummer abladen wollten. Also machte er voll Unbehagen einen Vorschlag und sprach: „Ich seh' schon, daß Ihr Euch beklagen wollt! Warum soll nur immer ich das Opfer sein? Sagt Euch gegenseitig, was Ihr auf dem Herzen habt.“

Aber Franziskus Dionysius Deutelmoser schüttelte den Kopf. „Der Sigl ist voreingenommen dabei.“

Und Anton Sigl sagte: „Das versteht der Donisl nun einmal nicht.“

Spitzweg seufzte. „No?“

Der Donisl hub an. „Ich bin doch ein junger Ehemann, sozusagen. Jetzt, was meinst Du? gehört es sich, daß ich da im Kaffeehaus herumhock'?“

„Nein!“ sagte der Toni.

„Du, sei stad! Das verstehst Du net. Aber ich will Dir auseinandersetzen, Spitzweg, daß ich es

daheim gar nimmer aushalten kann. Ja. Denn die Philomena, nun sie mich sicher am Bandel hat, ist ein völliger Drache. Weil sie weiß, daß ich jetzt nimmer auskann, wenn ich auch möcht'. Deshalb sitz' ich hier."

„Wenn einer meine Schwester einen Drachen nennt, nachher ist das eine Beleidigung," sagte der Toni.

„Wenn einer mich seine Schwester heiraten läßt, ohne mich zu warnen, nachher ist das eine Gemeinheit!" replizierte der Donisl erbost.

„Hast ja lang genug mit ihr herumgehochzeitert, um sie kennen zu lernen!" meinte Gigl voll Gleichmut. „Ich hab' sie Dir nicht aufgeschwätzt."

Der Apotheker holte einen Seufzer aus dem Grunde seines bekümmerten Herzens herauf. „Ja. Wer hätte das auch gedacht? Als Hochzeiter war mir wohler zumut, weiß der Himmel. Jetzt hab' ich eine Frau — und es ist schon wieder nix. Eine Lumperei: immer was einem fehlt, das möchte man haben, und wenn man's hat, nachher war es eine Dummheit. Oh mei — der Spitzweg hat ja so recht mit seiner Rede vom ewigen Hochzeiter!"

Da setzte sich Gigl ganz steil auf und hatte dunkle Augen. „Geh heim, Donisl!" sagte er bittend, „Du kannst einen rein totschlagen mit Deinen un-

Als er die Tür ins Schloß fallen hörte, sah er den Leinwandpacken auf dem Tisch und die fünf Guldenzettel. Er rannte nach der Treppe.

„Clara —"

„Gute Nacht!" rief sie von unten herauf; und dann schlug die Haustüre zu.

In dieser Nacht ging Carl Spitzweg nicht schlafen. Bei seiner einsamen Lampe saß er grübelnd vor dem knisternden Feuer, oder er sprang hastig auf und begann seine Wanderung durch die Stube. Draußen schlugen die Stunden mit hartem Knöchel an die Turmglocken, und die Sterne des Himmels zogen ihre Bahn, bis sie schweigend versanken. Ja — selbst die Sterne, die Augen der Unendlichkeit, konnten nicht um eine Sekunde von dem ewigen Laufe weichen, den sie seit Jahrtausenden wandelten. Nach großen Gesetzen glitt alles aus der Vergangenheit in eine Zukunft, und die haarfeine Schneide des Messers, das die beiden voneinander trennte, hieß Gegenwart. Willenlos, stumm ergeben stiegen funkelnde, gewaltige Welten über den Horizont — und sanken willenlos und stumm ergeben über ihn hinab. Riesenhafte Welten waren das — und ein kleiner Mensch, ein Nichts, wollte? Wollte sein Schicksal

„Im Grunde sind wir alle ein Ragout aus tausend Töpfen."

„Aber ich bedank' mich dafür. Nein — das war wieder so eine rechte Weltgemeinheit: erst eine glückselige Hoffnung, und dann eine aschgraue Enttäuschung."

„Arbeiten Sie!" sagte der Maler. „Wollen Sie! Rufen Sie alles wieder zurück!"

„Zurückrufen? — Ich hab' in meinem Leben viel geirrt, aber eins weiß ich seit diesen Tagen gewiß: die Toten stehen nimmer auf. Nie — — — Was ist denn?"

Gigl erschrak.

Ganz bleich war Spitzweg geworden, blieb stehen und krampfte die Hände zusammen und schrie: „Was reden Sie da von Toten? Ich sag' Ihnen: doch stehen die Toten wieder auf! Doch! Weil ich es will. Wollen muß man! Glauben Sie das?"

Da erkannte der Poet, was er geredet, und wie grausam seine Mutlosigkeit den Freund angepackt hatte. „Ich weiß," sagte er und zwang sich zur Ruhe; „wenn man will, stehen auch die Toten auf. Sie haben recht — ich glaube es."

„Ja?"

„Ja. Und Sie sind vielleicht stark genug zu diesem Willen. Ich meinte nur: ich bin's nicht mehr. Nur das hab' ich gemeint. — Aber jetzt lassen Sie uns umkehren. Der Abend fließt schon von den Hängen. Wir wollen heimgehen."

Mit allen Fasern seines glücksehnsüchtigen Herzens klammerte sich der kleine Spitzweg an die Hoffnung: daß alles noch gut werden würde; er hatte auch aus Sigls trostloser Klage gehört, wie wenig der Poet an seine eigenen letzten Worte glaubte.

Es mußte ja gelingen! Einmal würde ihm das Schicksal ja wohl ein sanftes Glück gönnen ...

Und am nächsten Freitag nahm Spitzweg die fünf Guldenzettel, die noch von neulich auf dem Fensterstocke lagen, und machte sich auf einen schweren Gang — es schien ihm, als habe er nimmer einen schwereren vorgehabt. Durch die Abenddämmerung lief er hinaus nach Schwabing zu dem Hause des Webermeisters Raab.

Die Schelle über der Tür schrillte höhnisch zu dem Maler herunter, als er in den finsteren Flur trat; aber er ließ sich nicht irre machen und ging entschlossen in die Webstube.

Da stand der blasse, schmalbrüstige Raab gebückt an seiner Arbeit und mühte sich, bei dem

„Was ist?" fragte der Maler erschrocken; er fühlte, wie seine Knie unfest wurden, und setzte sich auf einen Schemel.

„Sie ist wieder einmal krank," sagte Raab gedrückt.

„Aber — sie hat mir doch neulich — sie war doch bei mir —"

„Eben darauf hat sie sich hinlegen müssen. Ich wollte sie nicht gehen lassen, aber sie hat ihren Willen haben müssen; lang ausgeblieben ist sie, und dann in der Nacht, als sie endlich kam, war der Husten da."

„Husten?"

„Wir husten alle. Das kommt von der staubigen Luft. Der Bub ist daran gestorben. Ja, wenn man das Geld hätt' für einen Wein und für ein gutes Essen, dann könnte man wohl wieder gesund werden; ihr tät' ich's wünschen."

„Hören Sie mich an, Raab!" sagte Spitzweg und fuhr sich mit dem Tuch über die feuchte Stirn. „Lassen Sie die Arbeit und hören Sie mir zu!"

Der blasse Mann schaute erstaunt auf. Er sah, wie seltsam es in dem Gesicht des Malers zuckte, und wie gepeinigt er auf seinem Schemel hin und her rückte. Da richtete sich der Weber vollends auf,

warf ein Tuch über seine Arbeit und lehnte sich an den Webstuhl. Draußen hub das Abendläuten an und sang durch die gefrorenen Scheiben, in denen das trübe Licht glitzerte.

„Ich kenne Ihre Frau von früher her. Einmal hab' ich mit ihr geredet, als sie noch in Tölz war . . .“

„Ja, in Tölz!“ sagte Raab mit besinnlicher Traurigkeit.

„Vor drei Jahren. Ich — ich habe sie damals — — malen wollen. Aber es ist nichts daraus geworden. So ein schmuckes Ding ist sie gewesen, und so gesund; ich hab' sie gern gehabt; und nun geht es mir wie ein Messer durchs Herz, daß sie krank ist und ohne Hilfe. Es ist mir, als müßt' ich . . . gelt, Sie nehmen's mir nicht übel, wenn ich ein wenig dazu gebe, daß es ihr wieder gut geht?“ Er zog seine Brieftasche aus dem Rock und nahm alle Bankzettel, die er darin fand. „Da — weiter hab' ich nichts bei mir. Nun?“

„Sie sind ein guter Mensch,“ sagte der Weber, „vergelt's Ihnen Gott — denn ich kann's nicht. Die Clara wird eine Freud' haben.“

„Nein!“ fuhr Spitzweg hastig auf, „sagen Sie nichts von mir. Sagen Sie nichts, bis —“

„Bis?“

Es stand ein kaltes Schweigen in dem trüben Lichte. Die alte Bauernuhr hinkte mit ungleichem Schlag hinter den fiebernden Gedanken durch die graue Leerheit. Die Zeit hinkte hinter ihnen her und war nicht groß und schnell genug, um mit dem Schicksal gleichen Schritt zu halten, das über eine seltsame Wegscheide treten wollte. Die graue Kette lichtloser Tage, die drei lange Jahre geschmiedet hatten, schrumpfte in dieser Sekunde zu einem einzigen Gewicht von Schuld zusammen und lastete auf dem kampfesmüden Herzen des Webers. Die Gerechtigkeit stand vor seinen Augen auf — nicht als Engel mit flammendem Schwerte; sondern als eine sanfte Frau, die ihm die Schale des Glückes bot und ihm winkte: „Diese darfst Du ausgießen über ein Herz, das Deine Eigensucht bisher gefesselt hat. All Deine Sünden kannst Du Dir selber vergeben, all Deine Fehler kannst Du ungeschehen machen — nimm das Glück und gib es denen, deren Herz ein Recht darauf hat!"

Und der bleiche Webermeister Raab ging auf Spitzweg zu und hielt ihm die Hand hin.

„Gut — ich geb' sie Ihnen."

Der Maler fuhr auf.

„— nicht Ihretwegen, und auch nicht mein-

halb. Aber wegen der da drüben — — denn ich hab' sie ja so lieb gehabt."

Er winkte Schweigen und drückte leise die Tür auf. Dann nahm er mit müder Hand das Lämpchen vom Nagel und leuchtete dem Maler nach dem Ausgang. Spitzweg nickte und ging.

Der Weber aber schritt leise nach der Kammer, in der seine Frau schlief, setzte sich an ihr Bett und weinte.

„Was an mir liegt —" versprach der Maler und bot ihm die Hand.

Aber Raab schüttelte den Kopf. „Es ist eine große Liebe, hier und da; und es wäre häßlich, ein Geschäft daraus zu machen. Leben Sie wohl!"

Da bin ich!" sagte eine leise Stimme zur Tür herein.

Und der Maler Carl Spitzweg ging Clara Lechner mit weitgebreiteten Armen entgegen und fing sie auf als den glückseligsten Schatz, den ihm das Leben geschenkt hatte.

Was er in diesem kargen Februar an Blumen gefunden, blühte für die sanfte Frau von Tisch und Fenster. Lichtweiße Freude strahlte aus allen Ecken der Stube, die einst so kümmerlich gewesen war; vor den Scheiben hingen feingemusterte Gardinen und waren mit himmelblauen Bändern zärtlich gerafft; ein zweiter Lehnstuhl stand groß und behaglich vor dem Ofen; und von der Decke hing ein Messingkäfig für den Kanarienvogel. Aber dieser Kanari saß nicht in dem Käfig, sondern oben darauf; denn der glückhafte Spitzweg brachte es nicht über das Herz, das lebendige Geschöpf in den Drahtwürfel einzusperren, und ließ es in der Stube herumflattern, weil er nicht mit ansehen

konnte, daß irgendeine Gotteskreatur hinter einem grausamen Gitter hocke.

Und jetzt betrachtete der gelbe Vogel von seinem schwebenden Häuslein herunter die beiden sonderbaren Menschen, die sich in den Armen lagen und abwechselnd weinten und lachten; er wendete den Kopf hin und her, schaute sie bald mit dem rechten und bald mit dem linken Auge erstaunt an, piepte eine Weile voll unschlüssiger Verlegenheit und begann dann ein großes und jubelndes Hochzeitslied zu singen. Und das war auch das beste, was er tun konnte.

Endlich aber fand sich Spitzweg auf die Erde zurück, nahm der Clara Hut und Mantel ab und führte sie zu dem Tisch, den er mit all seinen Blumen ans Fenster gerückt hatte. Der war sauber gedeckt für zwei Leute, die Kaffee trinken wollen, und in der Mitte stand der beste und größte Gugelhupf, den es in München gab.

Nur Kaffee war noch keiner da.

„Wo —" sagte Clara und sah in der Stube herum.

Aber Spitzweg sprang eilig auf und drückte sie in ihren Stuhl zurück. „Keinen Schritt, durchaus keinen Schritt! Was wär' denn das? Zum Arbeiten bin ich da." Und er holte aus der kleinen

gungszug bringen wollen. Aber ich bin heute nur für Huldigungen à deux."

Clara lachte. „Der Deutelmoser! Er hat scheints gar kein Glück mit mir — schon damals in Tölz ... Was hast Du denn gemacht mit ihm?"

„Hinausgeworfen hab' ich ihn — er war allerdings noch nicht herinnen. Überhaupt: einen Mut hab' ich, einen Mut — nicht zum Sagen! Die ganze Welt möcht' ich herausfordern. Zum Beispiel: gestern waren zwei Packträger da und haben mein Bild abholen wollen für die Ausstellung. Ich bitt' Dich: zwei Packträger für ein Bild, so groß wie ein Kaffeebrett! Was hab' ich getan? Den einen Kerl hinausgeworfen!"

„Ausstellen willst Du?"

„Ja!" sagte er, mit großem Respekt vor sich selber. „Das ist schon wieder was, wozu einer Mut braucht; denn es ist mein erstes Werk, das sich das Publikum betrachten darf. »Der arme Poet« heißt es." Und dann wurde der kleine Spitzweg zusehends schüchterner, zeichnete mit dem Löffel auf dem Tischtuch herum und meinte schließlich gedrückt: „Wenn man nur vorher wüßte, was die Menschen dazu sagen. Da gehen sie an den Wänden hin, schnüffeln einen Augenblick an so

einem Bildl herum — und wissen dann ganz genau, was es taugt. Bande! Eine Achtung vor der Arbeit haben sie überhaupt nimmer. Von rechtswegen müßt' einer das Werk solange studieren, wie der Künstler gebraucht hat, um es zu malen; dann darf er meinetwegen urteilen. Aber wer gibt sich dazu die Mühe? Ich seh' schon, wie sie die Nasen in die Höhe ziehen! Eine Angst hab' ich — —"

„Und einen Mut ..." sagte sie boshaft.

Da lachte er und besann sich, daß alle diese Besorgnisse nur kleine Schatten waren gegen sein großes, fröhliches, erfülltes Glück. Denn das blieb ihm nun, auch wenn sich die Dämmerung des Schneehimmels zum Fenster hereinstahl und einen Schleier über den Tisch legte. Unten in der Stadt flimmerten schon die Laternen.

Aber in Spitzwegs Stube ward die Lampe noch lange nicht angetan. Wozu auch?

Ich geh' nur einmal hin, weil ich schauen will, wie es hängt!" sagte Spitzweg und küßte seine zukünftige Frau. Dann nahm er Hut und Mantel, gab ihr eine bedenklich kalte und aufgeregte Hand und ging in den hellen Märzmorgen hinaus.

Daß mir nur jetzt kein altes Weib über den Weg läuft! dachte er auf der Gasse und gab sich große Mühe, über diesen Aberglauben zu lachen. Aber am Eck traf er den Doktor Neumaier und bekam einen blassen Schrecken; denn eigentlich war ein Advokat noch schlimmer als ein altes Weib, obwohl die Überlieferung das nicht erwähnte.

„Grüß Gott!" sagte der Doktor und blieb auch noch stehen.

Spitzweg sah ihm fragend in die Augen. „Nun?"

Der Advokat nickte beruhigend. „Es geht alles seinen geordneten Weg. Das wär' ja zum Lachen, wenn ich eine solche glatte Scheidung nicht fertig kriegte. Auf mich können Sie sich verlassen. Nur: die Frau Justitia ist einigermaßen schwer von Begriffen — ein Jahr wirds wohl dauern, bis wir so weit sind und einen Termin haben."

„Mir ist alles recht," sagte der kleine Maler erleichtert. „Ich bin das ewige Hochzeitern gewohnt. Und außerdem wollt' ich verreisen ..."

Neumaier lachte. „Das können Sie freilich; wenn Sie zu Fuß um die Welt laufen, werden Sie vermutlich gerade zurechtkommen zum Termin. Habe die Ehre!"

Spitzweg ging weiter und traf Herrn Anton Sigl. Der schaute ihn mit einigem Unbehagen an,

aber der Maler war so voll gespannter Erwartung, daß er es nicht merkte. „Gut, daß Sie daherkommen!“ freute er sich, „in ein paar Tagen fahr' ich nach Stegen hinaus in die Sommerfrische.“

„Sommerfrische?“ fragte der Toni, „im März?“

Spitzweg wurde rot. „Ah so — also sagen wir: einen Urlaub, oder eine Hochzeitsreise mitten in den Frühling hinein. Sie wissen doch?“

Gigl nickte. „Ja, ja; endlich! Viel Glück auch. Übrigens: im Kunstverein haben Sie mich aufgehängt?“

„Grad will ich nachschauen.“

„Hm.“

„Was?“

„Unter uns: es erfährt doch keiner, daß ich es bin, gelt? Das wär' mir wenig angenehm. Die Leute zerbrechen sich sonst den Kopf, warum ich geheiratet habe ... Das möcht' ich nicht.“

„Nein, nein!“ beteuerte Spitzweg und lief davon. Es war ihm erkältet zumute; erst hielt ihn der Advokat fest, und nun redete Gigl auf eine Art, die fast wie eine Beschwerde klang. Angenehme Vorzeichen waren das nicht eben.

Dann trat er durch die Türe zur Ausstellung. In einem Winkel fand er sein Bild und stellte fest, daß es zu sehr glänzte in dem schiefen Licht. Also

murmelte er etwas von »Deppen, die man selber dahinauf henken sollte« und tat völlig unbeteiligt. Alle Werke beschaute er mit großer Aufmerksamkeit, nur nicht seinen Armen Poeten.

Endlich aber konnt' er's doch nimmer aushalten und schlich durch die Gruppen der Kunstverständigen nach dem Winkel seiner heimlichen Sorgen. Dort blieb er und lauschte, was wohl die Leute sagen würden. Zuerst kam einer daher mit einer Bierphysiognomie, warf einen unsachlichen Blick über das Bild und schob sich weiter, Spitzweg sah ihm nach und fühlte sich mißachtet. Dann trat eine alte Dame heran, hielt ein Lorgnon über die spitze Nase, schaute nach dem Namen des Malers und machte einen Strich in das Verzeichnis. Der schüchterne Hochzeiter wußte nicht: war das ein Lob oder ein Tadel? Aber dann schwätzten sich zwei Kerle mit Vollbärten und goldenen Brillen in den Winkel herein.

„Also das da!" sagte der eine und stieß mit der Zunge an. „Der arme Poet. Na, recht hat er gehabt, der Franzl. Was?"

„Eine schlecht gemalte Zeichnung ..."

„Und eine miserabel gezeichnete Malerei ..."

„Hähä!"

„Ein Witz ist auch nicht dabei."

„Und wenn einer da ist, dann ist er fad. Überhaupt — wer ist denn dieser gewisse Spitzweg? Er hätt's bleiben lassen sollen — — — Au! Was fällt Ihnen ein, mein Herr?"

„Tun Sie halt Ihre damischen Füß' weg!!" kollerte Spitzweg. Er war zornrot wie ein Puter, bohrte dem Kritiker einen wütenden Blick ins Gesicht und rannte davon.

Draußen wußte der kleine Maler nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Das war nun also die Stimme des Richters, und so begrüßte sie sein erstes Werk! Mit einer langen Nase schnüffelte der Kerl über das Bild hin und fühlte sich berufen, ein Todesurteil auszusprechen. Dieser edle Vertreter des Menschengeschlechts! Dummheit und Undank war die Ernte der Arbeit ...

Übrigens: »eine gemalte Zeichnung« hatte er gesagt; Spitzweg blieb stehen, und sein Zorn erstickte im Nachdenken. Eigentlich — wenn man es genau überlegte — so sehr falsch war diese Behauptung nicht; denn man mußte zugeben, daß das Bild nicht eben in Farben schwelgte. Und dann war ja wohl auch das Wort von der gezeichneten Malerei richtig ... Also hatte der Mann recht gehabt: das Werk war schlecht. Grundschlecht war es. Ein reizendes Debüt!

murmelte er etwas von »Deppen, die man selber dahinauf henken sollte« und tat völlig unbeteiligt. Alle Werke beschaute er mit großer Aufmerksamkeit, nur nicht seinen Armen Poeten.

Endlich aber konnt' er's doch nimmer aushalten und schlich durch die Gruppen der Kunstverständigen nach dem Winkel seiner heimlichen Sorgen. Dort blieb er und lauschte, was wohl die Leute sagen würden. Zuerst kam einer daher mit einer Bierphysiognomie, warf einen unsachlichen Blick über das Bild und schob sich weiter, Spitzweg sah ihm nach und fühlte sich mißachtet. Dann trat eine alte Dame heran, hielt ein Lorgnon über die spitze Nase, schaute nach dem Namen des Malers und machte einen Strich in das Verzeichnis. Der schüchterne Hochzeiter wußte nicht: war das ein Lob oder ein Tadel? Aber dann schwätzten sich zwei Kerle mit Vollbärten und goldenen Brillen in den Winkel herein.

„Also das da!" sagte der eine und stieß mit der Zunge an. „Der arme Poet. Na, recht hat er gehabt, der Franzl. Was?"

„Eine schlecht gemalte Zeichnung ..."

„Und eine miserabel gezeichnete Malerei ..."

„Hähä!"

„Ein Witz ist auch nicht dabei."

„Und wenn einer da ist, dann ist er fad. Überhaupt — wer ist denn dieser gewisse Spitzweg? Er hätt's bleiben lassen sollen — — — Au! Was fällt Ihnen ein, mein Herr?"

„Tun Sie halt Ihre damischen Füß' weg!!" kollerte Spitzweg. Er war zornrot wie ein Puter, bohrte dem Kritiker einen wütenden Blick ins Gesicht und rannte davon.

Draußen wußte der kleine Maler nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Das war nun also die Stimme des Richters, und so begrüßte sie sein erstes Werk! Mit einer langen Nase schnüffelte der Kerl über das Bild hin und fühlte sich berufen, ein Todesurteil auszusprechen. Dieser edle Vertreter des Menschengeschlechts! Dummheit und Undank war die Ernte der Arbeit...

Übrigens: »eine gemalte Zeichnung« hatte er gesagt; Spitzweg blieb stehen, und sein Zorn erstickte im Nachdenken. Eigentlich — wenn man es genau überlegte — so sehr falsch war diese Behauptung nicht; denn man mußte zugeben, daß das Bild nicht eben in Farben schwelgte. Und dann war ja wohl auch das Wort von der gezeichneten Malerei richtig... Also hatte der Mann recht gehabt: das Werk war schlecht. Grundschlecht war es. Ein reizendes Debüt!

Der Frühling war in diesem Jahre zeitig gekommen und mit solchem Siegerlächeln, daß der Winter von dannen stürmte und keinen einzigen Schneeschauer mehr über das erwachende Blühen schüttelte, wie es sonst seine hämische Gewohnheit war.

Beim Fischer in dem geliebten Stegen hatte Spitzweg zwei kleine Stuben mit einem Balkon gemietet. Da saß er nun an jedem lachenden Morgen mit Clara und dachte an nichts weiter als: wie er den Tag wohl am glückseligsten einrichten könne.

Der offene See lag wie eine Silbertafel zwischen dem jungen Hellgrün der Ufer, und der Frühwind lief über das flüssige Glitzern und hauchte einen frischen Wasserduft vor sich her. Über den sanftblauen Himmel zogen weiße Wölkchen und freuten sich über die schöne Ordnung, die sie bei ihrer gemächlichen Wanderung hielten.

Wenn man an den warmsonnigen Hängen über Buch nach Breitenbrunn ging, grüßte das Gebirge fern herüber — aber Spitzweg sagte: „Hier sind wir und hier bleiben wir. Ich bin in einer so prachtvoll geruhsamen Laune, daß mir so große Wildheiten wie Klüfte und Schneegipfel durchaus zuwider sind; indessen aus der Ferne macht sich derlei ganz vortrefflich — gerade wie Unglück und Bangen, das hinter einem liegt. Und außerdem: ich habe allerhand Pläne."

Früher waren die Tage, an denen er nur arbeitete, um nicht faul zu sein, unangenehm häufig gewesen. Aber jetzt drängten sich ihm die Erscheinungen in glücklicher Fülle und so zwingend auf, daß er es kaum erwarten konnte, bis der Koffer mit dem Malgerät aus München kam. Seine guten Meister Hansonn und Schleich hatten sich viele Mühe gegeben, um ihn von seinen vergnüglichen Kleinigkeiten auf die große Welt hinzulenken und ihn dies und jenes sehen zu lehren. Aber der kleine Spitzweg war eine ganz eigensinnige Apothekernatur und hatte völlig seinen Kopf für sich gehabt. Nun Clara neben ihm ging, überkam ihn ein Verlangen, sie auf alle Schönheiten des lieben Gottes hinzuweisen, und er merkte dabei mit Genugtuung, wie vieles er

selber jetzt sah, das ihm früher gleichgültig gewesen war.

Endlich war das Malzeug da, und er wanderte mit Clara durch die Uferwälder, schlug ein Lager auf und zeichnete. Immer vergnügter wurde er dabei und fühlte, wie sein Mut wuchs. Und eines Morgens, als sie wieder auf dem kleinen Balkon des Fischerhauses saßen und Kaffee tranken, betrachtete er Clara eine ganze Weile mit nachdenklichen Augen, wiegte den Kopf hin und her, rückte an der Brille herum und sagte endlich: „Du! Dich muß ich malen. Allerdings ist es eine verzweifelt schwierige Sache, denn Hansonn und Schleich haben mich durchaus auf staffierte Landschaften dressiert; aber ein Selbstbildnis ist mir passabel gelungen, und Dich hab' ich so oft und so lange in mich hineingesehen, daß mir ist, als müßt ich Dich im Schlafe zeichnen können. Also?"

Sie lächelte und wurde fast verlegen. „Warte noch ein halbes Jahr ..."

„Warum?" fragte er erstaunt.

„Weil — weil ich weiß, daß ich noch nicht so ausschau', wie ich ausschauen könnte. Denn ich bin ein bißerl gar schnell älter geworden in den vorigen Jahren; aber jetzt spür' ich, wie ich jeden Tag wieder jünger werd'."

„Oh Du!“ sagte der Spitzweg seelenvergnügt, „eitel seid Ihr doch alle. Aber davon brauchen wir nicht zu reden, denn in einem halben Jahr mal' ich Dich sowieso wieder. Punktum. Und morgen fangen wir an — der Himmel will sich eh überziehen, und was soll einer tun, wenn es zu regnen anfängt?“

Richtig wurde es am anderen Morgen so, wie der Maler behauptet hatte: es regnete, und er begann das Porträt. Sie saßen in der Stube, die auf den See hinausschaute, und in der sonst an sonnenglitzernden Tagen die Spiegelung des Wassers hüpfende Lichter über die weiße Decke hatte hinspielen lassen. Aber heute war eine grämliche Bleifarbe über dem See; die Wolken hingen tief herunter und spannten Regenfäden in das Wasser. Zudem wehte ein kalter Wind vom Gebirge her und fuhr mit häßlicher Beharrlichkeit durch die undichten Fenster. Spitzweg bekam steife Finger beim Zeichnen und wollte einheizen lassen — aber er mußte entdecken, daß es in dieser Stube keinen Ofen gab.

Deshalb hörte er bald mit seiner Arbeit auf und lief fröstelnd umher. „Wenn man nicht wüßte,“ philosophierte er, „daß es sich doch bald ausgeregnet hat, so tät' ich morgen den Kram zu-

sammenpacken und führe nach München zurück. Aber wie heißt der große Trostspruch? »Es wird schon wieder besser werden«."

Clara nickte; sie hatte gelernt, sich zu dieser unverdrossenen Weltanschauung zu bekennen.

Am anderen Tage regnete es noch beharrlicher, und der Wind war noch kälter geworden. Spitzweg knurrte, rückte bei dem schlechten Licht an die zugigen Fenster und fror. Aber die Aufzeichnung wurde fertig, und die Aussicht, daß er morgen mit dem Malen beginnen könnte, hielt seine gute Laune aufrecht.

Er hatte Clara mit liebevoller Sorgfalt herausgeputzt. Das dunkle Haar schmiegte sich schlicht gescheitelt um den Kopf, der noch schmaler wurde durch große Ohrgehänge. Um den Hals legte sich ein weißer Spitzenkragen, und auf der Brust leuchtete eine hellblaue Schleife über dem buntfransigen Tuch. Die zierliche Frau war noch spielzeughafter durch diese lustige Farbenfreude.

Aber der Aprilregen und die nasse Kälte hielten an, und die Tage wurden immer dunkler. „Wenn man wenigstens einheizen könnt'!" klagte der Maler und fühlte sich vom Himmel mißhandelt. Nun hatte er die Farben auf der Palette und modellierte bereits am Gesicht; eigene Gedanken

kamen ihm dabei; die Ruhe, mit der Clara ihm saß, ließ ihr innerliches Wesen und die Spuren der vergangenen Jahre deutlicher hervortreten. Die Augen wurden tiefer und wehmütiger, und die herbe Falte grub sich schärfer um den Mund. Durch den heiteren Schleier, den die jüngsten glücklichen Tage über dieses Gesicht gebreitet hatten, schaute das ganze Lebensleid jener schweren Jahre.

Spitzweg vergaß über der Arbeit sich und die grämliche Welt vor den Fenstern. Mit sorgsamem Eifer malte er den weißen Spitzenkragen und gewann der trübseligen Dämmerung feine Lichter ab, über die er heimlich jubelte. Seine große Liebe und der Wunsch, die stille Frau nicht zu enttäuschen, ließen alle Kräfte in ihm aufwachen. Endlich, als es gar zu dunkel wurde, legte er aufatmend die Pinsel aus der Hand und war tief beglückt.

„Heute hab' ich erkannt, daß ich doch ein Maler bin — wenn sie auch auf den Armen Poeten schimpfen! Und wer hat mich vollends dazu gemacht? Du! Nur Du! Mit Deinem Spitzenkragen! Herumgebissen hab' ich mich mit dem Ding, gequält hab' ich mich — und nun ist es doch gelungen. Ach, Clara — das große Glück hat

nun den Maler in mir aufgeweckt, der bis heut ein Schüler war. Aber nun soll mich keiner mehr irre machen an mir selber; ich weiß meinen Weg — durch Dich!"

Die bunten Fransen des Schultertuches malte er am anderen Tag und war wieder so vertieft in das Problem, daß er auf nichts achtete und nicht einmal mehr vor der Kälte schauerte, die zum Fenster hereinkroch.

Aber plötzlich hielt er inne und ließ die Hand sinken.

Ein tiefes Schüttern ging durch das faltige Tuch. Spitzweg sah auf.

Clara hielt sich mit beiden Händen am Stuhl und kämpfte stumm gegen einen Hustenanfall; die zusammengepreßten Lippen waren bleich, und sie hatte die Augen geschlossen.

Ein eisiges Entsetzen griff ihm nach dem Herzen.

Er sprang auf, nahm die liebe Frau als leichte Last in die Arme und trug sie nach dem Sofa. Wie ein schneidender Blitz leuchtete ihm die Erkenntnis auf —: die Kälte — die unbewegte Ruhe —

Nach ein paar ewigen Minuten war der Anfall vorbei: Spitzweg bebte in marternden Gedanken und warf eine Reisedecke über Clara, die ihm

abwehrend winkte und ein Lächeln erzwingen wollte.

Dann lief er hinunter in das Dorf, mietete einen Wagen und bestimmte, daß er in einer Stunde abreisen werde.

Als er zurückkam, saß Clara am Tisch, war noch sehr bleich und sagte: „Morgen muß ich mich wärmer anziehen. Aber es hat nichts zu bedeuten ...“

Er sah sie an. „Morgen sind wir in München — in einer Stunde kommt der Wagen.“

Sie behauptete, das sei unnötig, aber er ließ keine Widerrede gelten und litt auch nicht, daß sie aufstand und beim Packen half. Sondern er warf alles mit zitternden Händen in die Koffer, wie es gerade dalag, und wurde mit dieser hastigen Arbeit fertig, als der Wagen unten hielt.

Dann wickelte er die zierliche Frau trotz ihrem Sträuben zehnfach in Decken, trug sie hinunter und baute rings um sie her einen Wall von Kissen, damit sie sich während der Fahrt nicht weiter erkälte.

Als es vom Kirchturm herüber sieben Uhr schlug, rollte der Wagen davon. Die Pferde trabten langsam auf der schlammigen Straße und stolperten über die ausgewaschenen Löcher, in denen sich das Wasser gesammelt hatte.

murmelte er etwas von »Deppen, die man selber dahinauf henken sollte« und tat völlig unbeteiligt. Alle Werke beschaute er mit großer Aufmerksamkeit, nur nicht seinen Armen Poeten.

Endlich aber konnt' er's doch nimmer aushalten und schlich durch die Gruppen der Kunstverständigen nach dem Winkel seiner heimlichen Sorgen. Dort blieb er und lauschte, was wohl die Leute sagen würden. Zuerst kam einer daher mit einer Bierphysiognomie, warf einen unsachlichen Blick über das Bild und schob sich weiter, Spitzweg sah ihm nach und fühlte sich mißachtet. Dann trat eine alte Dame heran, hielt ein Lorgnon über die spitze Nase, schaute nach dem Namen des Malers und machte einen Strich in das Verzeichnis. Der schüchterne Hochzeiter wußte nicht: war das ein Lob oder ein Tadel? Aber dann schwätzten sich zwei Kerle mit Vollbärten und goldenen Brillen in den Winkel herein.

„Also das da!" sagte der eine und stieß mit der Zunge an. „Der arme Poet. Na, recht hat er gehabt, der Franzl. Was?"

„Eine schlecht gemalte Zeichnung . . ."

„Und eine miserabel gezeichnete Malerei . . ."

„Hähä!"

„Ein Witz ist auch nicht dabei."

„Und wenn einer da ist, dann ist er fad. Überhaupt — wer ist denn dieser gewisse Spitzweg? Er hätt's bleiben lassen sollen — — — Au! Was fällt Ihnen ein, mein Herr?"

„Tun Sie halt Ihre damischen Füß' weg!!" kollerte Spitzweg. Er war zornrot wie ein Puter, bohrte dem Kritiker einen wütenden Blick ins Gesicht und rannte davon.

Draußen wußte der kleine Maler nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Das war nun also die Stimme des Richters, und so begrüßte sie sein erstes Werk! Mit einer langen Nase schnüffelte der Kerl über das Bild hin und fühlte sich berufen, ein Todesurteil auszusprechen. Dieser edle Vertreter des Menschengeschlechts! Dummheit und Undank war die Ernte der Arbeit...

Übrigens: »eine gemalte Zeichnung« hatte er gesagt; Spitzweg blieb stehen, und sein Zorn erstickte im Nachdenken. Eigentlich — wenn man es genau überlegte — so sehr falsch war diese Behauptung nicht; denn man mußte zugeben, daß das Bild nicht eben in Farben schwelgte. Und dann war ja wohl auch das Wort von der gezeichneten Malerei richtig... Also hatte der Mann recht gehabt: das Werk war schlecht. Grundschlecht war es. Ein reizendes Debüt!

sache bleibt: ich bin darüber zum Maler geworden. Das dank' ich Dir!"

Sie waren beide glücklich.

Von den Freunden hörte Spitzweg, daß die Münchner sich noch immer über den Armen Poeten lustig machten; und als der Donisl deshalb Schwefel über Sodom herabwünschte, sagte Spitzweg zu seinem großen Erstaunen: „Sei ruhig, Deutelmoser; das verstehst Du nicht. Sie haben nicht unrecht ..."

Und Ende Mai war der Maler mit seinen Erkenntnissen und Selbstkritiken so weit gekommen, daß er eines Morgens in die Ausstellung wanderte und den Sekretär heranwinkte. „Sie! Tun Sie mir einen Gefallen: hängen Sie das Bildl da weg."

„Oh!" sagte der Sekretär in höflicher Abwehr.

„Doch! — Sie erlauben schon!" Und der kleine Maler reckte sich, nahm den Armen Poeten eigenhändig vom Nagel und trug ihn heim in den entferntesten Winkel seiner Stube. Am Nachmittage sagte er zu Deutelmoser: „Ich hab' meinen Armen Poeten verkauft. An einen gewissen Herrn Spitzweg in München; als Beispiel dafür, wie man es nicht machen soll. Weißt Du was? Von dem Honorar machen wir eine Hochzeitsreise ins Gebirg."

Herr Franziskus Dionysius Deutelmoser lachte darüber, daß ihm sein immer respektables Bäuchlein wackelte, und nahm die Einladung an. Im Juni ließ er seine Apotheke unter der Aufsicht eines Provisors und seiner Frau Philomena und fuhr mit Spitzweg und Clara nach Partenkirchen. Dort blieben sie sieben sonnige Wochen lang, zogen dann nach Innsbruck weiter und kamen endlich in den letzten Tagen des August nach München zurück. Der kleine Maler erklärte, es sei die glückseligste Zeit seines Lebens gewesen; aber Deutelmoser wurde schweigsamer, je deutlicher die Frauentürme aus der Ebene wuchsen. Und als die Postkutsche durch das Neuhauser Tor rumpelte, seufzte er tief: „Nun komm' ich wieder zu der ewigen Liebe ... Was wird sie sagen über meine Landstreicherei? Ach Spitzweg, Du magst reden, was Du willst — ich bleib' dabei: ein ewiger Hochzeiter zu sein ist besser als ein zeitlicher Ehemann."

Clara lächelte still dazu — und nickte.

Aber die blasse Frau schwieg.

Spitzweg bäumte seine ganze Kraft auf gegen die heranschleichende Verzweiflung. Bisher hatte er sein Glück in sicherer Hand getragen, bis hierher hatte er alle Widersacher aus dem Wege geräumt — und nun sollte seine fast vollendete Sehnsucht an einem tückischen Riff scheitern?

„Du bist krank," sagte er und zwang sich zur Ruhe, „aber es hat nichts zu bedeuten. Warum hab' ich Dich denn aus dem hilflosen Elend mit aller Macht herausgerissen? Damit Du mir gesund werden sollst. Fast ist es geglückt — es fehlt noch ein weniges. Aber das Wenige steht Dir nun zu Gebote. Wir wollen fort aus diesem grausamen Wetter, wir wollen in ein freundlicheres, heilsames, beglücktes Land. Du gehst mit mir nach Italien! In wenigen Tagen, Clara! Ich will eilends alles ordnen, daß wir keine kostbare Minute verlieren, und —"

„Laß —"

„Sei still! Wir fliehen vor der Heimtücke dieser Kälte, die alles Leben erwürgt. Wir wollen durch Marmorberge wandern, zwischen denen warme Sonne liegt. Wir werden unter einem schneeweißen Segel über das blaue Meer des Südens fliegen. Wir werden in gesegneten Weinbergen

wandeln und unter silbernen Olivenbäumen ruhen. Wir wollen nach der glückseligen Halbinsel Sirmione fliehen und dort ein heimliches Nest bauen, hoch über dem strahlblauen See —“

„Höre doch —“ sagte sie und versuchte zu lächeln.

Aber er hielt ihr seine gefalteten Hände entgegen und rief: „Schweige, schweige! Ich mag nichts hören. Es muß gelingen. Alles hab' ich besiegt, alles — und nun will ich auch Krankheit und Tod zuschanden schlagen, nicht mehr allein für mich, sondern für Dich, Du Sanfte, Geduldige!“

Da schwieg sie, damit er sich nicht weiter quälen und ängstigen solle. Aber in ihren Augen stand Furcht vor dem, was geschehen würde, und ein heimlicher Entschluß.

Am nächsten Tage lief er in die Stadt hinunter, um die Reise zu bereiten, um Pässe, um fremdes Geld zu besorgen.

Er kam nach Hause und erzählte, was er getan. Und als sie ein Wort dazu sagen wollte, geriet er in Verzweiflung, und Clara mußte abermals schweigen. Immer fertiger wurde sein Plan, immer größer seine Hast, und in den ersten Tagen des September bestimmte er, daß sie nächste Woche reisen wollten.

Da faßte sie seine Hände und bat: „Laß mich reden — Du weißt nicht —"

„Alles — alles — und was ich nicht weiß, mag ich nicht hören. Nie! Schweige, ach schweige!"

„Nein!"

„Ja! Ja! Wenn Du mich liebst!"

Und sie schwieg.

Er schleppte die Koffer aus dem Speicher und packte sie mit rührender Sorgsamkeit — einen für Clara, einen für sich. Sie sah ihm in stummen Qualen zu und durfte nicht reden. Dann war seine Arbeit zu Ende und er atmete auf. „Morgen abend wollen wir in Innsbruck sein; übermorgen auf dem Brenner; überübermorgen in dem gelobten Riva ... Nun will ich fort und die Pässe abholen." Er ging und ließ sie allein.

In der Dämmerung kam Spitzweg zurück. Als er in dem kleinen Flure stand, wunderte er sich, daß die Milchglasscheibe der Stubentür nicht hell war; denn Clara schauderte sonst vor den einsamen Dämmerstunden.

Er trat in das Zimmer, sah, daß er allein war, und schalt auf sie, weil sie nun doch in den kalten Regen hinausgegangen war, um einzukaufen. In ängstlicher Besorgnis zündete er die Lampe an —

Da lag ein Papier auf dem Tische.

Der Maler lehnte sich an einen Stuhl und schloß die Augen. Was war das?

Dann raffte er sich auf und griff nach dem Blatte. Da stand von ihrer seltsam flüchtigen Hand geschrieben:

„Du mühst Dich umsonst. Ich habe nie glauben wollen, daß ich krank sei. Aber jetzt weiß ich es. Ich habe zu lange im Elend gelebt, als daß Du mich retten könntest. Damals, als Du mich zu Dir nahmst, hoffte ich alles. Aber nun muß ich erkennen: es war ein Irrtum. Mir hilft auch Italien nicht mehr.

Es gibt große Wege, auf die uns das Schicksal stellt und die wir gehen müssen. Du wolltest mich von dem meinigen wegführen in ein besseres Land; aber gegen das Schicksal ist der Wille des Menschen machtlos. Und es gibt nur ein Mittel, sich über das Schicksal zu erheben: indem man ihm entgegengeht.

Das will ich tun. Wenn Du dies liest, bin ich zurückgekehrt dahin, wo mir von je bestimmt war zu sterben; denn das werde ich. Du sollst nicht versuchen, etwas daran zu ändern. Wenn Du mich liebst, so lasse mich in Frieden von dannen gehen. Ich danke Dir, aber es war vergebens."

Der Maler legte den Brief auf den Tisch zurück. Seine Hand zitterte nicht mehr, und in seinem armen Herzen war eine große, weite Ruhe. Er löschte langsam die Lampe und ging in die Regennacht hinaus.

Eine halbe Stunde später klopfte er an die Tür des Webermeisters Raab. Der trat ihm entgegen und nickte, als habe er ihn längst erwartet.

„Sie sind es! Ja, sie ist hier — — krank, sehr krank. Es mußte ja so kommen. Nun liegt sie im Bett und fiebert. Sie spricht von Marmorbergen, zwischen denen das warme Sonnenlicht ruht; von schneeweißen Segeln auf dem blauen Meere; von gesegneten Weingärten und silbernen Olivenbäumen, und von einem goldblauen See."

„Sie träumt vom Glück!" sagte Spitzweg leise und trat in die Nacht zurück. „Dabei hab' ich nichts zu suchen."

Über der Stadt hing ein dunstig grauer Tag und hüllte dichte Schleier um die Turmspitzen; die grünen Kuppeln Unserer Frau verbargen sich hoch in dem kaltsprühenden Nebel. Das Pflaster spiegelte in der Nässe, die überall mit feuchten Fingern hinstrich. Die Plätze lagen in verdrossener Öde und verschwammen uferlos im Dunst. Schweigend standen die Bäume an

den Straßen, die aus der Stadt führten; an ihrem gelben Laube hing der Herbsttod und ließ es schwer zur Erde sinken.

Nach Thalkirchen hinaus lief der Weg an der dunklen Friedhofsmauer entlang, weiter, immer weiter in den Nebel hinein, als wollte diese Mauer niemals aufhören, als sei sie so lang, daß alle tiefen Gräber der Erde sich hier aneinanderreihten.

Und hinter dieser Mauer schwiegen die Kreuze. Schattenhaft und schwarz ragten sie in den Dunst, schattenhaft und schwarz waren auch die Bäume zwischen den Gräbern; und wenn in diesem verlassenen Vormittagslicht ein Mensch langsam über den Friedhof ging, ertrank sein Schritt in der großen, weltfernen Einsamkeit und Stille.

Von der Kapelle her schlich ein Trauerzug in den wallenden Nebel hinein. Die Geistlichen in weiten Gewändern gingen voran; dann trug man den Sarg, und ihm folgten der Webermeister Raab und seine Verwandten.

Einmal kam der Schattenzug an drei Männern vorbei, die auf einem Seitenpfade warteten. Sie nahmen die Hüte ab und geleiteten ihn mit ihren Blicken, bis der unsichtige Morgen sich hinter ihm zusammenschloß.

Aber noch lange danach standen sie stumm und

lauschten auf die große Verlassenheit, die in der Welt und in ihren Herzen lag.

Dann sagte Spitzweg verloren: „Nun geht sie zu den kummerlosen Gärten, in denen goldene Sonnentage mit blauen Sternennächten spielen."

Und der Poet sprach: „Die Sehnsucht nach dem ewigen Glück hat von je in ihren Augen still geweint."

Aber Deutelmoser schwieg.

Spitzweg, ganz voll nachdenklicher Ruhe, sagte wieder: „So hab' ich immer gestanden und habe das Glück von ferne gesehen. Einen einzigen kurzen Augenblick war ich ihm nahe, aber dann schwand es wieder im Nebel. Und nun tragen sie es zu Grabe. Ihnen geht es auch so, Sigl. Und Dir, Deutelmoser? — Bis heute hab' ich immer auf das nahe Morgen gehofft und gewartet; denn dann sollte Hochzeit sein. Aber jetzt fallen die Schollen in ihr Grab, und sie ist tot. Der Tod und die Ewigkeit sind eins — nun muß ich auf das ewige Morgen hoffen. Ach wir ewigen Hochzeiter!"

Er wandte sich.

Deutelmoser fragte: „Wohin willst Du?"

Da sah Spitzweg ihn und den Poeten aus wehmütigen Augen an und sprach: „Ein kostbares Erbe hat mir das tote Glück gelassen —: ich gehe an meine Arbeit."

Ende.

